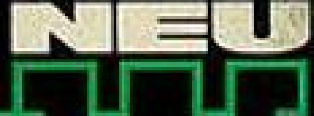
1,80 DM / Band 492
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Wölfin von Rom

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Wölfin von Rom

John Sinclair Nr. 492

von Jason Dark

erschienen am 08.12.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Wölfin von Rom

Der alte Causio hatte es schon gesagt und sorgenvoll die Stirn gerunzelt. »Diese Nacht bekommt keinem von uns gut. Sie ist anders, unheimlich. Geht lieber in eure Häuser und Wohnungen, auch du, Gibli.«

Gibli war noch jung, nicht mal dreißig. Aber er gehörte zu den Menschen, die den Dingen sehr realistisch gegenüberstanden. »Was stören mich schon die Wölfe? Ich habe sie noch nicht gesehen. Und solange mir keiner vor die Füße läuft, sehe ich das alles sehr cool.«

Daran hielt er sich auch, als er die nächtliche Streife ging. Sein Kollege, der kurz vor der Pensionierung stand, wollte nicht mitgehen. Er hing in seinem abgeschabten Sessel hinter dem alten Schreibtisch, hatte den Hosenbund geöffnet und schnarchte leise vor sich hin. Am Abend hatte er noch beim Gemüsehändler mitgefeiert.

Jetzt würde er den Nachtdienst verschlafen, und niemand machte ihm einen Vorwurf. Man nahm das Leben in dieser Gegend von Rom, wo sich kaum ein Tourist hinverirrte, eben wie es kam.

Gibli verließ die Polizeiwache. Die alte Tür wackelte noch immer.

Sie wies auch drei Kugellöcher auf, die vor Jahren ein Amokschütze von einem fahrenden Motorrad aus hinterlassen hatte. Sie würden auch bleiben, es war ein Andenken.

Der Carabiniere trat auf die Straße. Er zupfte seine dunkle Uniform zurecht und überlegte, welche Richtung er nehmen sollte.

Rechts sah es nicht anders aus als links. Die gleichen alten Fassaden, die Rollgitter vor den Fenstern der Geschäfte, die schmalen Nischen, Einfahrten und Türen.

Hin und wieder hockten junge Burschen und Mädchen in den schattigen Inseln. Was sie dort trieben, machte auch Gibli Spaß, nur mußte er von Berufs wegen eingreifen und störte manchmal im entscheidenden Augenblick.

Er hatte es nicht eilig. Wie lange er draußen blieb, war seine Sache. Niemand kontrollierte ihn. Zudem gefiel ihm das Wetter. Es war nicht zu kalt, auch nicht zu warm. Eine Frühlingsnacht in Rom, und selbst der Tiber stank nicht.

Dafür roch der Abfall auf den Straßen. Er lag noch vom Mittag dort, weil Markt gewesen war.

Jetzt deckte die blaue, tiefe Finsternis alles zu, obwohl der blasse Mond am Himmel stand und dort aussah, als wäre seine Scheibe aus der Dunkelheit herausgeschnitten worden.

Die Gerüche wehten noch durch die Gassen. Der Duft von Gewürzen vermischte sich mit dem von faulendem Obst. Gibli trat auf eine alte Tomate und wäre fast ausgerutscht.

»Mistkerle!« meckerte er, ging aber weiter.

Er wollte am Ende der Straße noch bei Julietta vorbeischauen. Es war ein offenes Geheimnis, daß die gut entwickelte Achtzehnjährige eine große Sympathie für den Carabiniere empfand. Aber sie hatte auch eine Mutter, die scharf aufpaßte, schließlich mußte sie noch zwei jüngere Töchter unter Kontrolle halten, wovon die mittlere auch bald flügge werden würde.

Aber Julietta fand immer wieder Tricks, den Argusaugen der Mama zu entgehen. Bestimmt auch in dieser Nacht.

Der Mond begleitete den Weg des Polizisten. Gibli mochte ihn nicht, wenn er so fahl schien, und er mochte auch nicht die Raser in der Nacht, denn urplötzlich dröhnten die Motoren der Roller und Mopeds auf. Die Bande schoß aus einer Seitenstraße. Grelles Licht erfaßte Gibli, der nicht zur Seite ging, dafür die Arme hob, es aber auch nicht schaffte, die Jugendlichen zu halten. Sie huschten auf ihren heißen Öfen so dicht an ihm vorbei, daß er vom Luftzug gestreift wurde. Dabei lachten sie ihn noch aus, denn sie waren unter ihren Helmen nicht zu erkennen. Trotzdem wollte sich Gibli am nächsten Tag einige von ihnen vornehmen. Sie jagten die Straße entlang. Die Heckleuchten

wurden immer kleiner.

»Verdammte Bande!« regte sich Gibli auf. »Wartet, ich werde euch noch kriegen.«

Der Lärm verklang in der Ferne. Sie fuhren in Richtung Tiber.

Dort lagerten sie die Nacht über am Ufer und konnten keinen großen Schaden anrichten.

Gibli führte seine Streife fort. Öfter als gewöhnlich schaute er zum Mond hoch. Er wartete förmlich auf das Ereignis, das der alte Causio vorhergesagt hatte. Jetzt hatte der Erdtrabant sein Aussehen verändert. Wolken hatten sich vor ihn geschoben. Sie gaben seinem Licht einen bläulichen Schimmer und absorbierten einen Teil davon, so daß es auf der Erde finsterer wurde. Ebenfalls in dieser schmalen Gasse.

Ein Windstoß wehte Papier in die Höhe, ließ es zu Boden flattern und schob es raschelnd weiter.

Die Nacht war schon komisch, da hatte der alte Causio recht gehabt. Gibli blickte auf seine Uhr. Noch drei Minuten bis zur Tageswende. Wenn die alte Turmuhr der naheliegenden Kirche dünnbimmelte, war es soweit. Dann hatten sie immer die furchtbaren Laute gehört, aber noch mußte er warten.

Gibli zündete sich eine Zigarette an. Die Flamme war kaum erloschen, als er hinter sich ein Knarren hörte und auf der Stelle herumfuhr. Ein Fenster war geöffnet worden. Das Gesicht des alten Causio erschien. Obwohl Gibli ziemlich weit entfernt stand, roch er die Rotweinfahne des Mannes.

Vor Causios Mund bewegte sich ein krummer Finger. »Komm mal her, Gibli, komm.«

»Was ist denn?«

»Sei doch nicht so ungehalten. Ich will dich nur warnen.«

»Das hast du ja schon am Abend getan.«

»Stimmt. Aber es gibt da Dinge, die solltest du wissen, mein Freund.«

»Und welche sind das?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Wen, zum Henker?«

»Einen Wolf.«

»Ach. Was du nicht sagst. Wo hat er denn gesessen?«

»Nirgendwo«, gab Causio flüsternd zurück. »Er lief einfach durch diese Straße hier.«

»Tatsächlich?«

»Wenn ich es dir sage.«

Der Carabinieri schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich hattest du wieder deinen Rotwein getrunken, du Schluckspecht.«

»Das hat damit nichts zu tun.« Causio beugte sich so weit aus dem Fenster, daß Gibli schon Angst um ihn bekam. Der Alte deutete die

Straße hoch. »Da ist er hingelaufen.«

»Und er hat nicht geheult?«

»Nein.«

»Wo kann er denn sein?«

»Vielleicht bei deiner Julietta. Ich würde schnell hinlaufen und nachsehen.«

Gibli ballte die Rechte zur Faust und hob den Arm. »Hör auf, du Schwätzer, sonst ziehe ich dich aus dem Fenster.«

»Spar dir deine Kräfte für Julietta und die anderen.«

Gibli ging kopfschüttelnd weiter. Er hörte noch, wie das Fenster hart zugeschlagen wurde. Danach umgab ihn wieder die Stille, in der nur seine eigenen Schritte aufklangen.

Mitternacht!

Die alte Glocke im Kirchturm bimmelte schwach. Es war ein unheimlicher Klang, der über die Dächer wehte und sich in der Nacht über Rom allmählich verlor.

Gibli blieb stehen. Unwillkürlich warf er einen Blick hoch zum Mond, der sich noch immer hinter den dünnen Wolkenschwaden versteckt hielt. War das ihre Zeit?

Auch er hatte das Heulen schon vernommen. Es war von den Bergen geklungen und niemand wußte so recht, ob es tatsächlich Wölfe waren, die das Heulen ausstießen.

Doch jetzt blieb es ruhig. Auch als eine Minute verstrichen war, hatte er noch nichts gehört. Er hob die Schultern, drehte sich wieder um – und vernahm es.

Der Carabiniere blieb auf der Stelle stehen. Er spürte die Gänsehaut, die sich über seinen Rücken bewegte. Sie zog im Nacken das Fleisch stramm. Er hatte dieses Heulen noch nie aus dieser unmittelbaren Nähe vernommen, und er glaubte, daß das Tier ganz in der Nähe sein mußte.

Es waren klagende, unheimliche, gleichzeitig auch aggressive Laute, die über die Dächer hallten und auch in die engen Straßen drangen, wo sie Echos warfen, bevor sie gegen den nächtlichen Himmel wehten, um sich dort zu verflüchtigen.

Nicht nur ein Wolf hatte geheult. Ihm waren die unterschiedlichen Tonarten aufgefallen, und er wartete darauf, daß es sich wiederholte. Es geschah nichts.

Die Stille blieb. Gibli glaubte fest daran, daß diese üblen Laute gehört worden waren, aber keiner der Anwohner öffnete ein Fenster oder eine Tür, um nachzuschauen.

Zu tief saß die Angst…

Auch Gibli schluckte. Er war nicht bewaffnet, doch jetzt wünschte er sich seine Dienstpistole herbei. Vorsichtig drehte er sich um und befand sich noch in der Bewegung, als er das leise Tappen hörte.

Hinter ihm!
Der Polizist schnellte herum. Seine Hand fuhr zum Schlagstock, als er den Schatten sah.
Ein gewaltiges Tier stieß sich von der anderen Straßenseite ab und sprang ihn an.
Ein Hund?
Während Gibli zurücktaumelte, dachte er darüber nach. Nein, dieses Tier war größer als ein Hund. Das mußte einer der Wölfe sein, die sie bisher nur gehört, aber nie gesehen hatten.
Er riß seinen Arm hoch, um das Gesicht zu schützen, prallte mit der Schulter auf, spürte einen bösen Schmerz im Knochen, rollte sich auf der staubigen Straße herum und sah, daß der Schatten davonhetzte. Er hielt sich dicht an der Häuserzeile, huschte an einem Laternenpfahl vorbei und war verschwunden.
Gibli ballte vor Zorn die Hände, als er er sich wieder aufrichtete.
Verdammt, jetzt hatte er den Wolf gesehen und hatte keine Schußwaffe dabei. Er überlegte, ob er zurücklaufen sollte, als er ein anderes Geräusch hörte. Es waren eigentlich zwei Laute, die sich miteinander mischten.
Ein helles Klirren und gleichzeitig das dumpfe Platzen. Beide entstanden, wenn eine Fensterscheibe brach.
Gibli wußte die Richtung, es war ihm nur unbekannt, in welches Haus der Wolf möglicherweise eingedrungen war.
Vielleicht dort, wo Julietta wohnte?
Plötzlich rann es ihm kalt den Nacken hinab. Ja, das konnte durchaus sein, und seine Schritte wurden zu langen Sätzen, als er daran dachte.
Julietta in den Fängen eines solchen Tieres. Dies durfte auf keinen Fall geschehen.
Er hatte das Haus noch nicht erreicht, als er die ersten Schreie hörte, die ihn tief trafen und durch ein zerstörtes Fenster drangen.
»Julietta!« brüllte der Polizist. Er hatte nur noch ein paar Meter zurückzulegen, tauchte in die dunkle Nische vor der Tür, hatte zuvor noch Anlauf genommen und warf sich gegen das Holz. Er schonte dabei seine verletzte Schulter, hämmerte mit der anderen dagegen und drosch zudem noch seinen Fuß gegen das Türschloß.
Mit der Haustür zusammen fiel er in den Flur. Dort hatten er und Julietta schon oft gestanden, sie hatte ihn regelrecht heiß gemacht, und nicht nur ihn. Julietta »spielte« mit vielen Männern aus dem Viertel, da konnte Gibli rasend werden.
Daran dachte er jetzt nicht. Er wollte nur das Mädchen retten, weil er glaubte, daß es sein Schrei gewesen war.
So klein die Häuser auch waren, man konnte sich immer wieder wundern, wie viele Menschen dort wohnten. In An- und Umbauten, in alten Ställen, Baracken auf den Höfen oder halb zerfallenen

Taubenschlägen. In der Nacht waren fast alle zu Hause, und die Bewohner hatten auch ihre Buden und Zimmer verlassen.

Sie drängten sich im Flur zusammen.

Verzerrte, ängstliche Gesichter starrten den jungen Carabiniere an. Da war die dicke Mama, die tagsüber ihre Nudeln verkaufte und ihren Mann mit einer Nudelrolle am Abend verdrosch, wenn er wieder nach anderen Weibern geschaut hatte. Er sah die Kinder, die alten Frauen, die Männer mit den ausdruckslosen Gesichtern, andere wiederum waren haßerfüllt. Zwei junge Burschen hielten Messer umklammert.

Gibli wühlte sich die Treppe hoch. Er stieß Körper zur Seite und fragte die Frau, die auch mal auf den Strich ging und neben Julietta ihre Wohnung hatte: »Hast du sie gesehen, Carla? Hast du sie gesehen?«

»Wen denn?«

»Julietta!«

»Was willst du von Julietta, du eifersüchtiger Gockel? Ja, sie ist zu Hause, aber sie ist trotzdem nicht allein. Der Hund, weißt du? Er ist zu ihr…«

»Das war kein Hund!« schrie Gibli. »Ich habe einen Wolf gesehen, verstehst du? Einen Wolf. Das Heulen, das war…« Er winkte ab, weil ihm niemand mehr zuhörte.

Juliettas Tür stand offen. Giblis Kehle wurde trocken. Die Tür sah nicht so aus, als wäre sie gewaltsam eingerammt worden. Hatte Julietta sie vielleicht geöffnet?

Der Carabiniere war vorsichtig. In der rechten Hand hielt er seinen Schlagstock, diese Waffe, mit der er sich schon des öfteren Respekt verschafft hatte. Er beging nicht den Fehler, sofort in den Raum zu stürmen, mit dem Fuß stieß er die Tür so weit auf, daß er in das Zimmer hineinschauen konnte.

Hinter ihm drängten sich die Bewohner. Der Flur war eng. Er roch die Ausdünstungen der Menschen. Die Hälfte von ihnen trug Schlafanzüge und Nachthemden.

Keiner traute sich, jeder wartete auf Gibli, der schwitzte und sein Herz hämmern hörte. »Geht doch weg!« sagte er hastig, dabei einen Blick über die Schulter werfend.

Sie blieben, starrten ihn aus ängstlichen und neugierigen Augen an. Mundwinkel zuckten, Lippen waren in die Breite gezogen und lächelten verzerrt.

Dann war es soweit.

Mit dem rechten Fuß trat er die Tür auf. Sie schlug nach innen, der Blick war frei.

Ein Raum, vollgestopft mit alten Möbeln, zwei Fenster, eines davon zerbrochen. Und vor dem Fenster lag eine Gestalt.

Julietta!

Sie trug ein weißes Kleid, mehr ein Nachthemd. Der Wind wehte in den Raum und spielte mit dem Stoff.

Gibli ging näher. Er hatte das Gefühl, über Teer zu laufen. Jeder Schritt fiel ihm schwer.

»Julietta«, sagte er mit rauher Stimme. »Julietta…«

Sie rührte sich nicht. Gibli bekam Angst. War sie tot, hatte die Bestie sie zerrissen?

Er sah kein Blut, und dann bewegte sie sich. Zuerst stöhnte sie, bevor sie sich auf die Seite drehte, den Kopf anhob und Gibli mit einem Blick ansah, der ihm sagte, daß sie ihn überhaupt nicht erkannte, weil sie unter einem Schock stand.

Erst jetzt sah er das Blut. An der rechten Seite verschmierte es ihr helles Kleid. Von der Schulter angefangen bis zur Hüfte. Irgendwo dort hatten sie die Zähne der Bestie erwischt. Er fiel vor dem Mädchen auf die Knie.

»Julietta, mein Gott. Mädchen…« Er preßte ihr Gesicht mit beiden Händen zusammen, flüsterte immer wieder ihren Namen und hörte ihr schmerzvolles Stöhnen.

An der Tür entstand Bewegung. Die Menschen schauten in den Raum. Zuerst nur die besonders Mutigen, doch auch ihre Blicke waren scheu. Dann drängten die anderen nach, schließlich war niemand mehr draußen.

»Einen Arzt, verdammt!« fuhr Gibli die Neugierigen an. »Holt endlich einen Arzt! Her mit dem Dottore!«

Zwei rannten weg, um zu telefonieren. Julietta aber öffnete die Augen. Ihr Blick hatte sich wieder normalisiert. Sie sah in Giblis Gesicht und bewegte leicht die Lippen. »Du bist es«, flüsterte sie.

»Du bist es. Er ist gekommen. Es war grauenhaft. Die Bestie sprang in das Zimmer. Ich sah ihr Maul, dann biß sie zu. An der Schulter. Es… es tut so weh, weißt du.«

»Der Arzt wird gleich kommen.« Gibli strich durch das dichte, rabenschwarze Haar.

»Ich… ich habe Glück gehabt, nicht?« fragte sie leise. »Es hätte auch anders kommen können.«

»Ja…«

»Wieso?«

»Ich weiß es nicht. Die Wölfe sind plötzlich da. Irgendwie müssen sie es geschafft haben, aus den Bergen zu kommen.«

»Sie sind doch ausgestorben.«

»Anscheinend nicht.«

Der Dottore kam. Er war ein kleiner, quicklebendiger Mann, ruderte mit den Armen und schuf zunächst einmal Platz. Dann wurde das Mädchen auf ein altes Sofa gelegt, und der Arzt konnte sich um Julietta kümmern. »Wo sind denn ihre Geschwister und die Mutter?«

»Eingeladen«, erklärte eine Nachbarin. »Julietta war allein.«
»Ach so.«
Gibli hörte nur mit einem Ohr zu. Er war ans Fenster getreten und blickte hinaus.
Die Nacht war düster. Sie roch anders, nach Gewürzen, nach Schweiß und Abfall. Über sich sah er den Himmel. Ein gewaltiges Meer, auf dem Sterne glänzten.
Und in der Ferne hörte er das Jaulen. Unheimlich klang es über die Dächer des Campo, dieses Viertels, in dem sie alle lebten. Das Heulen war wie eine Botschaft, und Gibli fragte sich, für wen sie gedacht war.
Vielleicht für ihn, für alle Menschen hier oder für die Menschheit überhaupt?
Es war nicht nur ein Wolf, der heulte. Andere stimmten mit ein.
Sie hielten sich an verschiedenen Orten auf und grüßten sich durch ihr Heulen.
Wen heulten sie an? Den Mond? Die Nacht? Er wußte es nicht, aber sein Instinkt sagte ihm, daß die Gefahr noch längst nicht vorbei war. Sein Blick glitt nach links, wo die alte Signora ihren Hutmacherladen hatte. Sie war die letzte ihrer Generation. Um sie herum wohnten nur noch Hehler.
Jemand hatte die Mauern grün angestrichen. Das Haus hatte ein flaches Dach.
Neben der Fernsehantenne stand er wie ein Denkmal. Gibli erschrak selbst, als er ihn sah. Er rührte sich nicht. Der Mond zeichnete seine Umrisse nach. Seine Schnauze hielt er weit offen. Darin blinkten die Zähne wie die hellen Zinken einer scharfen Säge.
Er heulte den Mond an, schüttelte sich und rannte wie ein Phantom weg. Gibli aber blieb stehen. Er merkte kaum, daß er zitterte, und erst, als ihm jemand eine Hand auf die rechte Schulter legte, drehte er sich um.
Der alte Causio stand vor ihm.
Er trug nur sein fleckiges Unterhemd. Die Träger der Hose sahen aus wie gemalte Streifen.
»Du hast sie gehört, nicht?«
»Ja, und gesehen.«
Causio nickte. »Ich sage dir was, Gibli. Wenn die Wölfe heulen, ist das Ende der Welt nicht mehr fern…«
Der Polizist erwiderte nichts. Er starrte den alten Causio an, hob die Schultern und ließ ihn stehen, als er zu Julietta ging. Die Worte des Mannes aber wollten ihm nicht aus dem Kopf…

***

Es gibt in Rom viele berühmte Straßen. Wer die Ewige Stadt besuchte und das nötige Kleingeld besaß, konnte hier alles erwerben, und zwar

nur vom Feinsten.

Auch die reichen Römer selbst liebten ihre Einkaufsstraßen, wo sich die Boutiquen weltbekannter Modeschöpfer ein Stelldichein gaben.

Moda per la Signora – Mode für die Frau. Das war ein Zauberwort, dem sich viele Damen nicht entziehen konnten. Und so erging es auch einer gewissen Sheila Conolly.

Sie hatte ihren Mann Bill endlich einmal dazu überreden können, einige Tage nach Rom zu fahren, um dort Urlaub zu machen. Johnny, ihr Sohn, hatte Ferien, und so war die Familie von London nach Rom geflogen. Drei Tage hatten es nur werden sollen, aber Sheila war es gelungen, ihren Mann zu überreden. Schließlich hatte Bill zugestimmt, zwei Wochen in der Ewigen Stadt zu bleiben.

Das hätte selbst Sheila kaum erwartet, und so machten die Conollys ein regelrechtes Programm, das jeweils spät am Abend endete und dabei immer zu einem kleinen »Freßfest« wurde.

Sheila hatte sich vorgenommen, nicht so viel zu essen, aber wer konnte schon fasten, angesichts der Köstlichkeiten, die in den Restaurants angeboten wurden?

In Rom wurde die Nacht zum Tag gemacht. Im Frühling begann die Stadt zu kochen, da hielt die Menschen nichts mehr in ihren teuren, oft viel zu engen Wohnungen. Da wollte man raus und das Leben genießen. Immer war die Nacht zu kurz, um sich an einer Stelle aufzuhalten. Man suchte den nächsten Nervenkitzel.

Doch Rom bestand für die Conollys nicht nur aus lauen Frühlingsnächten oder den Besichtigungen der zahlreichen historischen Stätten, es war vor allen Dingen Sheila, die sich in der Modeszene umschauen wollte, denn die Beschäftigung mit der Mode gehörte zu ihren Hobbys. Vor Jahren hatte sie selbst einmal versucht, in die Branche einzusteigen, es aber schließlich gelassen, weil dämonische Aktivitäten ihr Engagement auf lebensgefährliche Art und Weise störten.

Dennoch hatte die Faszination der Mode sie nicht aus den Klauen gelassen, und in Rom gab es, ebenso wie in Mailand, Geschäfte, deren Namen man sich auf der Zunge zergehen lassen mußte.

Valentino, Fendi, Gucci… um nur einige zu nennen. Hinzu kamen noch die weltberühmten Arbeiten des ersten Juweliers in der Ewigen Stadt, Bulgari. Sheila wollte in seinem Geschäft zum Schluß ihres Rom-Besuches vorbeischauen.

Es lag wie die meisten Edel-Boutiquen in der Via Condotti, Roms exklusivster Einkaufsmeile. Hier konnte Sheila Tage verbringen, ohne daß es ihr langweilig wurde. Im Gegensatz zu ihrem Mann Bill und dem kleinen Johnny, der, wie auch sein Vater, oft genug die Augen verdrehte, wenn die Mutter wieder einmal begeistert war und sich die Dinge aus der Nähe ansehen wollte.

Irgendwann waren es die beiden Männer leid. Sie streikten einfach und gingen nicht mehr mit.

»Nein, ohne uns«, sagte Bill an diesem frühen Abend wieder einmal, blieb mitten im Gewühl stehen und schüttelte den Kopf.

Sein Sohn machte es ihm nach.

Sheila war überrascht. »Habt ihr denn keine Kondition mehr?«

»Das schon, aber nicht für deine komischen Spaziergänge.«

Sheila nagte auf den Lippen. Sie trug ein weißes Kostüm und darunter eine pflaumenfarbene Leinenbluse. Das Haar hatte sie eng an den Kopf gekämmt. Im Nacken bildete es einen Knoten. »Und was wollt ihr tun? Zurück ins Hotel gehen?«

»Auch nicht.«

»Sondern?«

»Wir warten«, erklärte Bill, was Johnny mit einem kräftigen Nicken unterstützte.

»Wo denn?«

»Eis!« rief Conolly junior. »Dad hat gesagt, daß Rom für seine Eisläden berühmt sein soll.«

Sheila lächelte. »Das stimmt. Ich frage mich nur, ob du nicht inzwischen einen Eisbauch hast. Wieviel Eis hast du in den letzten Tagen schon gegessen?«

Johnny grinste verschmitzt. »Das habe ich nicht gezählt, Mum. Aber ich kann auch einen Milk Shake trinken.«

»Da hat er recht«, sagte Bill.

»Okay.« Sheila winkte ab. »Ich sehe schon, daß ich auf verlorenem Posten stehe. Alles klar. Geht in die Eisbude, ich sehe mich noch ein wenig um.«

Bill sah auf die Uhr. »Wann treffen wir uns?«

»In zwei Stunden…?«

»So lange?« fragte Johnny stöhnend.

Sein Vater wollte nicht noch länger diskutieren und stimmte rasch zu. Sheila hauchte beiden einen Kuß auf die Wange, drehte sich um und war sehr schnell im Gewühl der Via Condotti verschwunden.

»Willst du wirklich noch ein Eis?« fragte Bill.

»Nein, nur etwas trinken.«

»Abgemacht, ich auch.«

Für die Schaufenster der Geschäfte hatten Vater und Sohn keinen Blick. Sie ließen sich vom Strom der Passanten treiben. Die Menschen hier waren eine Mischung aus neureichen Touristen, finanziell gut gestellten Römern, schicken Frauen, schmalhüftigen, schwarzgelockten Gigolos, die sehr modisch gekleidet waren, und Bill fiel auf, daß viele Menschen mit angespannt wirkenden Gesichtern über die Straße flanierten, als hätten sie irgendwelche Sorgen.

Hier herrschte zwar Leben. Nur war es ein anderes als in den

urrömischen Vierteln, wo man am besten aß, wenn die »Mamma« selbst kochte und der Gast inmitten von Gerüchen und Düften unter schattigen Bäumen auf harten Holzstühlen oder Bänken saß und sich den Genüssen des Lebens hingab. Da kam dann echtes italienisches Lebensgefühl auf.

Der Eissalon fiel wegen seiner poppigen Reklame auf. Obwohl es noch hell war, leuchtete das bonbonfarbene Licht und übergoß die Gesichter der Menschen mit seinem bunten Schein. Über dem Eingang war ein großes Gesicht zu sehen. Es ähnelte dem eines Clowns, der die Zunge herausgestreckt hatte und an einem Eis lutschte. Die Augen des Clowns waren weit geöffnet. Sie sollten den Genuß dokumentieren.

Es gab unzählige Eisdielen in Rom, und keine davon stand leer.

Sie waren alle voll, Eis wurde tonnenweise gegessen, und das Herstellen war eine Kunst für sich.

Bill und sein Sohn fanden trotzdem noch einen freien Tisch.

Ziemlich in der Ecke, wo sich der Trubel in Grenzen hielt. Die Stühle waren schmal, unbequem, wahrscheinlich sollte kein Gast auf die Idee kommen, länger zu verweilen.

Bill streckte die Beine aus und schloß für einen Moment die Augen. Er mochte das schwarzweiße Muster des Steinfußbodens nicht. Es tat seinen Augen regelrecht weh. Ein Mädchen lief mit einem Wischlappen durch den Raum und putzte das Eis weg, das klatschend auf den Boden gefallen war.

Bill bestellte für Johnny einen Milk Shake Erdbeer, für sich einen Campari Orange.

»Kein Eis?« fragte das schlanke Mädchen.

»Nein.«

»Bitte.« Die Kleine verschwand.

Johnny freute sich und rieb seine Hände. »Die hat vielleicht geschaut, Dad.«

»Soll sie.« Bill griff müde zu seinen Zigaretten und schob sich ein Stäbchen zwischen die Lippen.

»Hattest du Mum nicht versprochen, mit dem Rauchen aufzuhören?« erinnerte ihn sein Sohn.

Der Reporter winkte ab. »Mein Junge, du darfst das nicht so eng sehen. Ich habe es nicht direkt versprochen. Ich wollte die Qualmerei nur einschränken, das habe ich auch geschafft.«

Johnny grinste seinen Vater so an, daß dieser verlegen wurde und woanders hinschaute.

Der Kleine war in den letzten Monaten richtig in die Höhe geschossen. Man konnte ihn sogar schon als vernünftig bezeichnen, und er interessierte sich stark für die Arbeit seines Vaters.

Bill Conolly war noch immer Reporter. Er arbeitete freiberuflich und hatte zudem das Glück, durch seine Heirat finanziell unabhängig

geworden zu sein, weil Sheila damals bei der Hochzeit einiges an Vermögen mit in die Ehe eingebracht hatte.

Die Conollys besaßen einige Fabriken und Unternehmungen, aber sie kümmerten sich nicht darum. Die Führung der Geschäfte lag in den Händen bewährter Manager.

»Wie lange, meinst du, wird deine Mutter in den Läden bleiben?«

»Weiß ich nicht.«

»Die hält die Zeit nicht ein.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich sie kenne, Johnny. Das mußt du dir mal merken. Wenn Frauen einkaufen gehen, dann sind sie verschwunden. Da kommen sie dann nicht weg. Das ist wie ein Sog oder Trichter, wenn du verstehst, was ich meine. Du mußt darauf gefaßt sein, daß sie länger wegbleibt als…« Bill sah, daß Johnny an ihm vorbeistarrte. »Du hörst mir ja gar nicht zu«, sagte er.

»Nein.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil ich Mum sehe.«

»Wo denn?« Bill lachte.

»Hier!« Sheila hatte Bills Frage gehört, stand plötzlich neben Bill, der vor Überraschung aufsprang. »Was machst du denn hier?«

»Ich wollte auch etwas trinken.«

»Nicht einkaufen?«

»Hol mir erst mal einen Stuhl.«

Wenn Sheila so anfing, bekam Bill leichte Magenschmerzen. Da hatte sie bestimmt einiges in der Hinterhand. Als die Kellnerin erschien, bestellte Sheila das gleiche wie Bill. Das Mädchen zog mit mürrischer Miene ab, um den Campari zu holen.

»Wir haben von dir gesprochen, Mum.«

Sheila streichelte Johnnys Wange. »Das kann ich mir vorstellen.«

»Aber nur Gutes.«

»Du schwindelst schon wie dein Vater.«

Bill schob seiner Frau den Campari rüber. »Da trink, du siehst so abgehetzt aus.«

»Das bin ich auch.« Sie nahm zwei Schlucke, nickte und sagte:

»Das tat gut.«

»Ja, und was gibt es zu berichten?«

Sheila schaute in den Trubel der Eisdiele. Kunden kamen und gingen. Die Tische waren jetzt alle besetzt. Die Kellnerinnen schleppten gewaltige Eisportionen. Manche sahen aus wie regelrechte Kunstwerke. Das war schon Performance.

»Zu schade, um es zu essen«, meinte Sheila.

»Das würde ich nicht schaffen«, flüsterte Johnny.

Die Kellnerin brachte den zweiten Campari, und Bill zahlte sofort.

Sein Trinkgeld hielt sich in Grenzen.
Johnny nuckelte an seinem Shake, Sheila und Bill sahen sich an, und der Reporter nickte. »Weshalb bist du so schnell gekommen?«
»Ich hatte zwei Gründe.«
»Sie hat etwas gesehen!« rief Johnny, der seine Mutter lange genug kannte.
»Richtig, Johnny.«
»Kleid, Bluse, Rock, Bikini…?«
»Nichts von dem, Bill.«
Der Reporter war erstaunt. »Was dann?«
»Schmuck!«
»Ohhh…« Bill begann zu stöhnen. Er drückte seine Zigarette aus.
»Wollten wir nicht erst am Ende unseres Besuchs dem Juwelier einen Besuch abstatten?«
»Das ist richtig. Aber…« Sheila hob den Zeigefinger. »Du weißt ja, wie das ist. Ich habe eine wunderschöne Kette gesehen. Als ich nachfragte, erklärte man mir, daß ich nicht die einzige sei, die sich dafür interessierte. Rasch sollte ich mich entscheiden.«
Bill nickte. »Das ist bekannt. So etwas sagen die Verkäufer immer. Daß du noch darauf reinfällst.«
»Die Kette ist wirklich schön. Nicht protzig, sehr schmal mit an ihr hängenden goldenen Rauten, die innen eine rote Fassung haben. Ein Wahnsinn.«
»Auch wahnsinnig teuer, wie?«
»Natürlich. Eben die Preise, die man hier zahlt.« Sheila hob die Schultern. »Wir können es uns ja noch einmal überlegen.«
»Meine ich auch.«
Johnny rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Und der zweite Grund, Mum?«
»Ja, der ist ungewöhnlich.« Sheilas Gesicht wurde ernst. Sie wischte über ihre Augen und lachte unecht. »Ihr werdet mich vielleicht für eine Spinnerin halten, aber ich hatte plötzlich das Gefühl, Nadine zu sehen.«
»Die Wölfin?«
»Aber die ist in London.«
»Trotzdem, Bill.«
»War bestimmt ein Hund, Mum«, sagte Johnny und trank einen Schluck von seinem Milk Shake.
Sheila schaute ihren Sohn fast strafend an. »Traust du mir nicht zu, daß ich einen Hund von einem Wolf unterscheiden kann?«
»Doch, doch, aber in dem Gewühl. Hast du genau hingeguckt?«
»Ja.«
»Was haben denn die anderen Passanten gesagt? Oder wie reagierten sie?« fragte Bill.

»Unterschiedlich. Einige nahmen es sehr gelassen hin, andere wiederum schrien erschreckt auf. Je nach Temperament. Ein Mann sagte: Jetzt sind die auch noch hier.«

»Das hieße, daß es mehr Wölfe in Rom gibt.«

»So sehe ich das auch, Bill.«

»Wo ist das Tier denn hingelaufen?«

»Ich habe keine Ahnung. Es war plötzlich verschwunden. Huschte einfach weg.«

»Blieb es in der Straße? Lief es in eine Einfahrt oder in einen Laden hinein?«

»Ich habe keine Ahnung, Bill. Das ging einfach zu schnell, wenn du verstehst.«

»Ja, natürlich.« Das Gesicht des Reporters hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen. Er hatte die Stirn in Falten gelegt.

»Wölfe in Rom«, murmelte er und schüttelte den Kopf. Dann blickte er Sheila scharf an. »Haben wir da nicht schon etwas gelesen?«

»Ja, es standen Artikel in den Zeitungen. Man schrieb dort, daß die Tiere aus den Bergen gekommen wären. Aber seit wann gibt es in Italien Wölfe? In Rußland oder Polen lasse ich mir das noch gefallen, aber Italien?«

»Können das nicht auch Werwölfe gewesen sein?« fragte Johnny plötzlich.

Bill hob seine Augenbrauen. Daran hatte er auch schon gedacht, aber Werwölfe zeigten sich meist in der Nacht und liefen nicht am hellichten Tag durch die Gegend.

»Daran glaube ich nicht.«

»Dann sind es richtige Wölfe.«

Johnnys Eltern widersprachen nicht. Bill hielt sein Campari-Glas umklammert und starrte auf den orangefarbenen Inhalt. »Wir haben doch Urlaub machen wollen«, murmelte er.

Sheila faßte nach seiner Hand. »Glaubst du denn, daß wir in einen dämonischen Fall hineinschlittern? Sollte das der Fall sein, verzichte ich auf alles und reise heute noch ab.«

»Langsam. Noch haben wir keine Beweise.«

»Ich habe den Wolf gesehen.«

»Vielleicht war es doch ein Hund.«

»Nein!« behauptete Sheila entschieden. »Es war kein Hund, zum Henker. Ich kann ihn sehr wohl von einem Wolf unterscheiden. Da kannst du reden, was du willst.«

»Wie du meinst.«

Das Gespräch versiegte. Sie wollten auch nicht mehr länger bleiben. Johnny hatte sein Glas bereits geleert, Bill nahm den letzten Schluck, und spürte noch das Fleisch der frisch gepreßten Orange auf seiner

Zunge, vermischt mit dem leicht bitteren Campari-Geschmack.

An der Tür entstand plötzlich Gedränge. Bill saß so, daß er hinsehen konnte.

Plötzlich spritzten die Gäste auseinander, als wäre eine Bombe unter ihnen eingeschlagen. Sie schufen Platz, schrille Schreie gellten auf, niemand nahm mehr Rücksicht. Eine ältere Frau wurde zu Boden gestoßen, und vor der Tür entstand ein freier Platz, auf den von der Türschwelle her eine gewaltige Gestalt sprang.

Ein Wolf!

***

Als die ersten Schreie verklungen waren, herrschte sekundenlang Totenstille. Bis die Frauen und auch Männer durchdrehten. Der Anblick dieses Tieres war einfach zu ungewöhnlich und auch zu schrecklich. Der Wolf stand auf seinen vier kräftigen Beinen. Er hatte ein dichtes, braunes Fell, das sogar auf dem Rücken rötlich schimmerte und tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit der Wölfin Nadine aufwies.

»Das ist er«, hauchte Sheila. »Ja, das ist der Wolf, den ich gesehen habe…«

Bill nickte nur. Er sah, daß Johnny aufspringen wollte, und er drückte seinen Sohn wieder auf den Stuhl zurück.

Das Tier stand da und beobachtete nur. Dann schüttelte es sich.

Sein Fell bewegte sich dabei, als wäre ein Windstoß über den Rücken gestrichen. Die Ohren waren aufgerichtet. Es witterte und lauschte gleichzeitig.

Vor dem Eingang drängten sich die Gaffer. Jemand schrie nach Polizei und Feuerwehr gleichzeitig.

Einige im Lokal bekreuzigten sich. Ein Eisverkäufer sagte mit leiser, dennoch zu verstehender Stimme. »Romulus und Remus, die Gründer Roms. Einer von ihnen ist zurückgekehrt…«

Niemand gab ihm Antwort. Es wurde auch nicht mehr geschrien.

Die Menschen warteten zitternd ab und beobachtete das Unheimliche, ohne es begreifen zu können.

Noch hatte der Wolf nichts getan, er stand nur da und starrte in die Eisdiele.

Dabei hatten die Conollys den Eindruck, als würde das Tier nur sie fixieren, und besonders Johnny bekam es mit der Angst zu tun.

Er drückte sich enger an seinen Vater heran. »Daddy, dieser Wolf will mich! Das… das spüre ich …«

»Unsinn, Johnny!«

Der Junge hatte recht. Plötzlich sprang das Tier vor. Und während des Sprunges schien es zu wachsen. Da wuchs nicht allein der Körper mit, auch das Maul nahm an Größe zu. Der Wolf wurde zu einem

Monstrum, das den Conollys die Sicht nahm.

Bill sprang auf. Der Stuhl kippte hinter ihm zu Boden. Ihm gingen die Worte seines Sohnes nicht aus dem Kopf, und er wollte Johnny mitreißen, doch es war schon zu spät.

Er hörte seinen Sohn schreien und sah ihn fallen, als Johnny von dem gewaltigen Wolfskörper gerammt und zu Boden gestoßen wurde, wo er sich noch überrollte.

Mit den Vorderfüßen erhielt er einen Stoß, so daß er durch die Kraft bis gegen die Wand fiel und das Tier im nächsten Augenblick über ihm war.

Johnny lag auf dem Rücken und schrie. Er hatte die Arme in die Höhe gestreckt, über ihm schwebte das riesige Maul. Bevor jemand eingreifen konnte, biß die Wölfin zu.

Das sahen Sheila und Bill.

Johnnys Mutter konnte sich nicht rühren. Die heiße Angst um ihren Sohn lähmte sie. Bill wollte etwas tun, denn er sah, wie das Maul zuschnappte.

Der Wolf wirbelte bereits herum. Die Eltern mußten hilflos mit ansehen, wie ihr Sohn Johnny zwischen den Zähnen des unheimlichen Tieres steckte.

Er hatte Johnny an der Hüfte umfaßt. Ein Biß, und der Kleine würde sterben.

Der Wolf starrte die Eltern an. Sekundenlang wirkte die Szene wie eingefroren. Weder die Conollys noch die übrigen Gäste wagten sich zu rühren.

Ein jeder hatte Angst um Johnny, der steif wie ein Brett in den Fängen des Tieres hing. Sein Gesicht war verzerrt und erstarrt. Weit aufgerissen die Augen, ebenso der Mund, als wäre ein Schrei auf den Lippen erstickt.

Er mußte Schreckliches durchmachen, und seine Eltern waren einfach hilflos.

Sie standen da, wagten nicht, etwas zu tun, und das wußte der Wolf.

Er ging.

Nicht einmal schnell, fast mit provozierend langsamen Bewegungen schaukelte er regelrecht dem Ausgang zu, wobei er Johnny im Maul trug.

So verließ er auch die Eisdiele. Es gab keinen, der sich ihm in den Weg gestellt hätte. Niemand wollte das Leben des Kindes gefährden.

Bill, der Vater, war es dann, der zuerst ging. Mit schleppenden und schleifenden Schritten.

Zunächst langsam, dann immer schneller. Nahe der Tür rannte er und brüllte den Namen seines Sohnes.

»Johnny…!«

Sein Schrei hallte hinaus in die Via Condotti und schwang noch als

schrilles Echo weiter.

Die Menschen wußten, wen sie vor sich hatten, auch ohne eine Erklärung. Mitleidige Blicke trafen Bill, auch neugierige. Und die Leute sahen zu, wie der Reporter auf die Straße taumelte, sich verzweifelt umsah, während Tränen aus seinen Augen liefen.

Wieder schrie er den Namen seines Sohnes. Nur eine Antwort erhielt er nicht.

Er holte sich einen jungen Mann mit einem Griff heran. »Wo ist er hingelaufen?« schrie Bill ihn in seiner Heimatsprache an. »Wo? Raus mit der Sprache!«

Der Mann zitterte. Er hatte den Mund geöffnet und röchelte, weil Bill seinen Hemdkragen zu fest zugedrückt hatte.

»Wo, verdammt?«

»Links!« keuchte der Junge. »Nach links ist er weggelaufen. Ich weiß aber nicht…«

»Grazie!« Bill ließ ihn los. Er wollte gehen, als er die Uniformen der Carabinieri sah. Die Männer kreisten ihn ein, hielten ihn fest und redeten auf ihn ein.

Bill wollte etwas erklären. Ihm versagte aber die Stimme. Dafür redeten andere auf die Polizisten ein, die sich um Bill nicht mehr kümmerten. Er ging zurück in den Eissalon und kam sich vor wie der einsamste Mensch auf der Welt.

Sheila saß wie versteinert auf ihrem Platz. Sie starrte ins Leere.

Die Augen schienen aus Kieselsteinen zu bestehen. Als sie sprach bewegten sich ihre Lippen kaum.

»Wo ist er?«

»Weg!« Bill schluchzte auf. »Der Wolf hat ihn mitgenommen. Er hat Johnny entführt.«

»Weshalb denn?«

»Ich weiß es nicht, Sheila. Ich weiß es wirklich nicht…«

»Wir müssen ihn suchen«, flüsterte sie. »Er wird sonst…« Sie brachte das alles entscheidende Wort nicht mehr über die Lippen.

»Ich weiß, Sheila.«

Polizisten betraten das Lokal. Sie hatten von den Zeugen erfahren, wer die Eltern des entführten Jungen waren. Und steuerten nun auf Sheila und Bill zu.

»Vertraust du denen?« fragte Sheila.

»Nie.«

»Und was willst du tun?«

Bevor die Uniformierten sich noch mit Fragen an die Conollys wenden konnten, gab der Reporter seine Antwort. »Ich werde John Sinclair anrufen…«

***

Neben mir schnarchte ein alter Mann mit halboffenem Mund. Über seine Lippen rann gelblicher Speichel und tropfte zu Boden.

Vor mir hockten drei betrunkene Punker auf dem schmutzigen Zellenboden. Man hatte sie auf der Straße aufgelesen. Ihre Haare sahen aus wie das bunte Gefieder eines Pfaus.

In einer anderen Ecke hockten zwei Schläger. Finstere Typen, noch ziemlich jung, mit fast kalkweißen Armen, die wie dicke Schläuche aussahen und aus den Öffnungen der fleckigen Jeanshemden hervorstachen. Die Gesichter waren durch blaue Flecken und Tätowierungen gezeichnet. Von der Stirn her zog sich der Körper einer roten Schlange bis hin zur Nasenspitze. Die Haare hatten sie sich bis auf zwei Stellen über den Ohren wegrasiert. Aus kleinen, bösen Augen starrten sie mich an, denn ich hockte ihnen genau gegenüber.

Die Nacht hatte ich in der Zelle verbracht. Allmählich dämmerte der Morgen, dann sollte ich entlassen werden.

Ich sah aus wie ein Tramp. Meine ältesten Klamotten hatte ich angezogen. Durch den Zellenboden waren sie auch entsprechend schmutzig geworden. Ich hoffte, daß dies reichen würde, so fiel ich wenigstens in dem Viertel, in dem ich mich bewegen wollte, nicht auf.

Die beiden Schläger glotzten mich noch immer an. Sie hatten am Abend zuvor einen harten Kampf gegen mehrere Carabinieri hinter sich und waren unter großen Mühen eingebuchtet worden.

Während der Nacht hatten sie geschlafen und mich in Ruhe gelassen, aber jetzt mußten sie sich wohl beweisen.

Einer von ihnen stand auf. Sein Gesicht hatte Ähnlichkeit mit einer hellen Kegelkugel. Wie kleine Hügel standen die dicklichen Wangen hervor. Die Lippen waren »gespitzt«. Sie sahen so aus, als wollten sie jeden Moment Kaugummiblasen produzieren.

Die Schlange bewegte sich, als der Kerl genüßlich auf den Zellenboden spuckte.

Ich saß noch immer ruhig da und hatte meinen Rücken gegen die Gitterstäbe gedrückt. Die Beine hielt ich ausgestreckt, die Arme vor der Brust verschränkt.

Der Alte neben mir schnarchte weiter, obwohl sich mittlerweile drei Fliegen auf seinem Gesicht befanden und dort »Fangen« spielten.

Ich benahm mich wie Django in seiner besten Zeit. Ohne mich zu rühren, schaute ich den Schläger an. Nicht direkt und provozierend, sondern von unten her und aus schmalen Augenschlitzen.

Er blieb vor mir stehen. Ich tat noch immer nichts.

Das gefiel ihm und seinem Kumpan überhaupt nicht. Der zweite Kerl meldete sich vom Gitter her.

»Tritt ihm doch in die Eier!« rief er. Die halbbetrunkenen Punker lachten. Einer von ihnen setzte noch einen drauf. Die Bemerkung möchte ich lieber verschweigen.

Jetzt redete mich der Schläger direkt an. »Hast du gehört, was mein Freund sagte?«

»Si.«

»Ich kann es machen, du Arsch, aber du kannst dich auch freikaufen! Wenn du uns deine Scheine gibst…«

»Frag die Bullen. Die haben mir das Geld abgenommen.«

»Wirklich?«

»Si.«

»Hau schon zu!«

Und der Schläger gehorchte. Er hob sein rechtes Bein an. Beide Kerle trugen feste Schuhe mit dicken Sohlen. Wenn der Tritt mich erwischte, konnte ich mindestens mit einem dicken blauen Fleck rechnen.

Der übergewichtige Typ fühlte sich sehr sicher. Viel zu langsam holte er aus, beobachtete mich dabei. Schneller trat er zu. Ich war noch schneller und zog blitzartig die Beine an, so daß der Tritt ins Leere ging. Mit der Hacke schleifte der Fuß dabei noch über den Boden. Der dicke Schläger taumelte nach vorn und wedelte mit den Armen.

Für mich kam es günstig. Mein rechtes Bein schickte ich ihm als Gruß nach. Sein Pech, daß meine Schuhspitze in der Kniekehle landete.

Der Schläger fiel.

Es hörte sich an, als hätte man in einer Großbäckerei eine Menge Teig zu Boden geschleudert. Das klatschte richtig, als er in seiner eigenen Speichelpfütze landete.

Die Punker lachten weiter, sogar der Alte neben mir hörte auf zu schnarchen, drückte sich hoch und sah sich aus trüben Augen um.

Wahrscheinlich verstand er nichts. Er brummte etwas in seinen Bart und legte sich wieder hin.

Im Gegensatz zu dem zweiten Schläger. Er war nicht ganz so fett wie sein Kumpan und kam erstaunlich rasch auf die Beine.

»Dir haue ich das Gehirn aus dem Schädel, falls du eines hast!« versprach er mir.

»Bitte!« Das sagte ich im Aufstehen.

Seine Faust kam wie ein breiter Spaten. Ich tänzelte zur Seite, und er hämmerte genau gegen einen Gitterstab hinter mir. Sein Schrei ließ den Zellenboden zittern. Er war so mit sich selbst beschäftigt, daß er an mich nicht mehr dachte.

Der erste Schläger stand wieder. Er war wohl der Treter vom Dienst. Diesmal erwischte er mich am linken Hüftknochen. Verdammt, das tat weh. Ich taumelte quer durch die Zelle, gab mir zudem noch Schwung, so daß mich erst das Gitter aufhielt.

Der Treter walzte auf mich zu. Was er mir flüsternd versprach, verstand ich nicht. Jedenfalls hatte er seine schlauchartigen Arme ausgebreitet und tat so, als wollte er mich umarmen wie seinen besten

Freund.

Dann fiel er gegen mich.

Ich kam nicht mehr ganz weg, der massige Körper klemmte mich an der linken Seite ein. Der Kerl versuchte es mit einem gemeinen Kopfstoß, dem ich entgehen konnte. Seine fetten Finger wühlten sich in die abgeschabte alte Lederjacke. Dabei versprach er mir tausend Qualen der Hölle.

Ich stieß mein Knie vor!

Vor mir rülpste der Schläger. Sein Griff lockerte sich. Dann tauchte ich unter ihm hinweg, und er klammerte sich wie ein Affe im Zoo an den Gitterstäben fest.

Hinter mir erklangen schimpfende Stimmen. Drei Carabinieris erschienen. Ich hörte das Klirren der Schlüssel. Das Gittertor der Zelle wurde aufgeschlossen und hart nach innen gestoßen. Der alte Schläfer beschwerte sich über den Lärm, und die beiden Schläger, die sich wohl auskannten, wiesen auf mich.

Ich wurde zur Beute der Polizisten. Ihre Schlagstöcke setzten sie nicht ein. Dafür packten sie mich von beiden Seiten und hebelten mir die Arme auf den Rücken. So schafften sie mich hinaus. Der dritte Polizist knallte die Tür zu.

Auf dem schmutzigen Gang hörte ich noch das Schreien des zweiten Schlägers. »Rammt den Hund in den Boden, stampft ihn zusammen!« Was er noch schrie, ging im Schlagen der Bürotür zu, die hinter mir ins Schloß fiel.

Man stieß mich so hart auf einen Stuhl, daß ich mit dem Sitzmöbel fast umgekippt wäre.

Vier Polizisten standen gegen mich. Männer der Nachtschicht, sauer, übernächtigt, auf den Feierabend wartend und entsprechend aggressiv. Deshalb verhielt ich mich ruhig.

Das Büro war nicht nur nüchtern eingerichtet, sondern schon mies. Schäbige Möbelstücke, drei Telefone, ein Fernsehapparat aus den Sechzigern, Steckbriefe an den grau gestrichenen Wänden und vier Schreibtische, die versetzt zueinander standen.

Drei Polizisten hockten sich auf ihre Stühle, legten die Beine hoch und schlürften Kaffee. Der vierte ging um mich herum wie die Katze um den heißen Brei. Er hatte die Hemdsärmel hochgekrempelt und roch nach kaltem Schweiß. Sein mächtiger Schnauzbart zitterte, als er mich immer wieder anstierte.

Ich gab keinen Kommentar ab, weil ich die Knaben nicht unnötig provozieren wollte.

Plötzlich blieb er stehen. »Warum hast du Stunk gemacht?« fragte er scharf.

»Ich nicht!«

Er blieb stehen und strich über seinen Schnauzer. Ich entdeckte beim

Hochschauen die Schweißflecken in den Achselhöhlen seines Hemdes.
»Ich war es wirklich nicht. Sehen Sie sich die Schläger an. Die mochten mich nicht. Ich habe mich nur gewehrt.«
Schwarze, dunkle Augen musterten mich. Sie waren verkniffen.
Der Carabiniere glaubte mir nicht. Einer seiner Kollegen meldete sich. »Kann schon sein, Alberto. Du kennst die beiden ja.«
»Sind die öfter bei euch?«
»Halts Maul, du Penner! Du redest nur, wenn du gefragt wirst.«
Der Schnauzer drohte mir mit seinem rechten Zeigefinger.
»Schon gut«, sagte ich, »schon gut.«
Die drei anderen Beamten hoben die Schultern. Sie waren zu träge, um nachzufragen. Der Schnauzer nicht. »Ich will dich hier nicht haben«, sagte er, »aber wenn du schon einmal hier bist, hast du dich auch zu benehmen, verstanden?«
»Si.« Nur fragte ich mich, wie ich mich benehmen sollte, um bei Schnauzbart nicht noch weiter in Ungnade zu fallen.
Vor der Polizeistation hielt ein Wagen mit quietschenden Reifen.
Der Schnauzer ging zum Fenster, blickte hinaus, drehte sich schnell wieder um und schüttelte den Kopf.
»Das ist Savini.«
Sofort nahmen die Kollegen die Beine vom Tisch und streiften ihre Jacken über.
Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Den Namen Savini kannte ich. Commissario Savini, einer der Top-Leute der römischen Polizei, wie man mir versichert hatte.
»Was will der denn hier?«
Man war ratlos. Jeder erwartete, daß Savini die Tür aufreißen und hier für Ordnung sorgen würde, das tat er nicht. Wir lauschten wohl seinen Schritten, die vorbeigingen. Dann knallte eine andere Tür zu, und die Carabinieri atmeten auf.
»Weshalb ist er gekommen?«
»Wegen mir!«
Vier Augenpaare starrten mich an. Dann begannen die Beamten zu grinsen. »Wegen einer Kröte kommt der Commissario nicht«, erklärte mir der Schnauzer. »Da müssen andere Gründe vorliegen.«
Ich wurde forscher. »Vielleicht werden Sie versetzt, amico!«
Er sah aus, als wollte er mich fressen. Vielleicht hätte er auch zugebissen, aber das Telefon läutete. Ein anderer Beamter hob ab, buckelte und sagte: »Si, Commissario, si, si…« Dann legte er auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.
»Du sollst ihn zum Commissario bringen.«
Der Schnauzer staunte. »Den Kläffer hier?«
»So ist es.«
»Mann.« Der Schnauzer schüttelte den Kopf, bevor er mir auf die

Schulter schlug. »Das verstehe, wer will, ich nicht. Los, steht auf! Erhebe dich!«

Ich tat ihm den Gefallen, winkte den anderen Kollegen noch zu und wünschte einen guten Tag.

»Dir wird das Grinsen noch vergehen!« versprach der Schnauzer draußen im Gang.

»Mal sehen.«

Er klopfte Sekunden später an eine dunkle Bürotür und hörte das schmetternd gesprochene »Herein«. Er öffnete und schob mich zuerst über die Schwelle.

»Sie wollten ihn sehen, Signor Commissario? Hier ist der Engländer John Sinclair.«

»Ist gut, lassen Sie uns allein.«

»Natürlich.«

Der Schnauzer zog sich zurück. Savini hatte sich hinter seinem Schreibtisch erhoben. Der Mann war kleiner als ich, fast eine Kugel.

Sein Haar hatte er fast verloren. Nur auf der hinteren Hälfte des Kopfes wuchsen noch einige Strähnen, die glatt bis in den Nacken fielen. Ebenso glatt war seine Haut. Sie gab den Geruch eines teuren Rasierwassers ab.

Savini lächelte mit breitem Mund, bevor er mir die Hand reichte.

»Ich hoffe, Sie haben die Nacht gut überstanden, Kollege.«

»Und wie.«

Er bot mir einen Platz an. »War es sehr schlimm?«

»Es ging. Ich hatte einigen Ärger mit zwei stadtbekannten Schlägern.«

»Tut mir leid, das war nicht vorauszusehen.«

Ich winkte ab. »Nein, denen tut es leid, mir nicht.«

Savini lachte und zeigte drei Goldzähne. »Sie wollten die Tarnung!«

»Kann ich mir einen besseren Einstieg im Campo wünschen, dieses Superviertel?«

Savini musterte mich nachdenklich. Dann hob er ein kleines Lineal hoch und ließ es wippen. »Wissen Sie, Kollege Sinclair…« Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich fange anders an. Sie waren schon in unserer Stadt, nicht wahr?«

»Natürlich.« Ich dachte dabei an ein heißes Abenteuer, das mich sogar kraft einer magischen Zeitreise in die Vergangenheit geführt hatte, so daß ich die Christenverfolgung miterleben konnte.

»Was haben Sie dort gesehen? Die Spanische Treppe, den Trevi Brunnen, das Forum Romanum, das Kolosseum, die Engelsburg…«

Ich unterbrach ihn, bevor er noch alle Sehenswürdigkeiten aufzählen konnte. »Einiges, Kollege.«

»Habe ich mir gedacht.« Er schüttelte den Kopf. »Aber das ist nicht Rom mein Freund.«

»Sondern?«

Er warf das Lineal auf den Schreibtisch. »Das ist touristischer Mischmasch, wissen Sie? Rom ist etwas anderes…« Er bekam glänzende Augen und schaute gegen die Decke, wo Fliegen nahe der Lampe saßen. »Rom ist wie eine Hummel. Mit einem großen, zu schweren Körper und kleinen Flügeln. Sie dürfte eigentlich nicht fliegen können, trotzdem hebt sie immer ab. Hier ist alles anders. Hier wohnen 5,5 Millionen Individualisten, die sich Bürger Roms nennen. Sie werden es unheimlich schwer haben. Jeder ist anders. Sie müssen sich auf jeden einstellen. Ich glaube, daß Sie es nicht schaffen werden.«

Savini wartete auf meine Antwort und sah mich gespannt an.

»Aber Sie haben die Wölfe auch nicht stellen können.«

»Das ist richtig.«

»Und Sie sind Römer.«

»Ja«, sagte er voller Stolz. »Ich wollte Sie auch nicht mutlos machen. Sie sollen nur erfahren, was auf Sie zukommen wird. Wenn Sie sich auf dem Campo bewegen, werden Sie aufpassen müssen. Vielleicht finden Sie das Vertrauen der Menschen. Wenn nicht…?«

Er hob die Schultern. »Grämen Sie sich nicht, daran sind schon andere gescheitert, vor allen Dingen Neapolitaner, die das große Wort führen wollten. Sie werden Rom entweder lieben oder hassen, tot sein oder leben, das sind die Alternativen, die ich Ihnen bieten kann.« Er lächelte mich an. »Hätten Sie nicht einen so guten Ruf bei uns, Signor Sinclair, wir hätten uns auf diesen Handel gar nicht eingelassen, und mit den Wölfen wären wir auch schon fertig geworden. Irgendwann, wissen Sie…«

»Möglicherweise wäre es für den Jungen zu spät gewesen.«

Savini nickte traurig. »Das stimmt leider. Wir haben hier in Italien Erfahrungen mit Entführungen, aber wir lieben unsere Kinder. Sie sind die kleinen Götter in Rom, das werden Sie noch merken. Es kann sein, daß man Ihnen deshalb hilft.«

»Ich möchte allerdings meine Tarnung nicht aufgeben«, erklärte ich. »Wie stehen die Menschen aus dem Viertel den Polizisten gegenüber?«

»Sehr kritisch. Der Römer ist Individualist. Er mag keine staatliche Kontrolle.« Savini warf das Lineal jetzt hoch und fing es wieder auf. »Außerdem ist da noch etwas. Die Sache mit Ihrem Hund.«

»Es ist eine Wölfin!«

»Noch schlimmer, aber sagen Sie den Leuten nur, daß Sie einen Hund haben, mehr nicht.«

»Gut.«

»Sie werden auffallen, Signor Sinclair. Man wird auf Sie schauen. Wer läuft schon mit einem Hund durch das Viertel? Niemand, kein Mensch, wissen Sie.«

»Dann bin ich eben der einzige.«
»Ja, hoffentlich akzeptiert man das!«
»Ist mein Problem. Wie sieht es mit dem Zimmer aus?«
»Das bekommen Sie. Die Witwe Marcella ist verschwiegen. Sie stellte nicht viele Fragen. Ihr Sohn ist auch bei der Polizei, allerdings bei der Terrorbekämpfung. Sie liebt Polizisten oder Leute, die wir ihr ans Herz legen.«
»Das ist schon beruhigend. Ich hätte noch eine Frage, Commissario. Wie sieht es mit der Mafia aus? Kann ich denen in die Quere kommen?«
Savini verzog die Mundwinkel und legte seine Stirn in ärgerliche Falten. »Was ihr Nordeuropäer immer mit der Mafia habt. Gibt es sie überhaupt?« Er grinste dabei breit. »Wenn ja, wird man sich um Sie nicht kümmern. Außerdem ist Rom nicht Neapel. Dort hätten sie achtgeben müssen.«
»Ich kenne die Stadt.«
»Sie ist in den letzten Tagen noch schlimmer geworden, seit Neapel italienischer Fußball-Meister wurde. Da kocht die Stadt über, schlimm.«
»Rom ist auch nicht zu verachten.«
»Si – aber wir haben Stil.«
Er hatte das so überzeugend gesagt, daß ich nicht widersprechen wollte. Außerdem stand er auf. »Ich glaube, es ist alles Wichtige gesagt worden«, erklärte er.
»Und wie erreiche ich Sie?«
»Die Witwe Marcella hat Telefon.« Er gab mir ein Kärtchen. »Bewahren Sie es gut auf. Darauf steht meine Nummer.«
»Danke.«
Wir gingen zur Tür. »Ich bringe Sie zum Wagen, Signor Sinclair. Mit den Beamten komme ich schon klar.«
»Das wäre nett.«
Jemand hat mal geschrieben, daß Rom erst gegen acht oder halb neun erwacht. Der hatte aber nicht an das Campo di Fiori gedacht.
Es gibt berühmtere und prächtigere Plätze in der Ewigen Stadt, doch keiner ist so lebendig wie der Campo di Fiori, wo einst die katholische Kirche ihre Ketzer tötete.
Nirgendwo haben Handwerker und Händler ihre Traditionen so über die Zeit gerettet wie in diesen kleinen, oft lichtlosen Gassen drumherum. Und hier schlägt das wahre Herz von Rom.
Hier wollte ich auch die Wölfe jagen. Ob es Werwölfe waren, konnte ich nicht sagen, und ich dachte auch jetzt darüber nach, wer Johnny entführt hatte.
Wäre Lupina nicht vernichtet worden, hätte ich sie in Verdacht gehabt. Das aber konnte nicht sein.

Savini fuhr einen lackschwarzen Lancia. Als wir beide an den Wagen herantraten, richtete sich im Fond ein Schatten auf, der allmählich Gestalt annahm.
Die Wölfin Nadine!
Savini schluckte, als er das Tier mit der menschlichen Seele und den ebenfalls menschlichen Augen sah. »Ehrlich, Sinclair, auf der Fahrt hierher saß mir die Angst im Nacken.«
»Sie hätte Ihnen nie etwas getan«, erwiderte ich.
»Kennen Sie das Tier so gut?« fragte er.
»Noch besser.«
Savini hob die Schultern und stieg ein, nicht ohne zuvor einen mißtrauischen Blick in den Fond geworfen zu haben. Ich hockte mich auf den Beifahrersitz, hörte hinter mir das Hecheln und spürte plötzlich das Fell an meiner rechten Gesichtsseite. Dort berührte mich der Kopf der Wölfin. Sie begrüßte mich auf diese Art und Weise, und auch ihre Zungenspitze schlug gegen meine Wange.
Der Commissario sah noch immer skeptisch aus. »Ist das eine Liebe«, sagte er.
Ich lächelte. »Sicher. Würden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß diese Wölfin die Seele eines Menschen besitzt?«
»Nein.«
»Es ist aber so.«
Er hob die Schultern und startete. Nadine verzog sich wieder auf die Heckbank.
Der Motor des Lancia brummte satt, und der Auspuff röhrte auf, als Savini startete. Wie die meisten Italiener, so hatte auch er Spaß an schnellen Autos, und sein Wagen gehörte dazu.
Ich blickte nach rechts. Hinter den Scheiben sah ich die Gesichter der Carabinieri. Selbst in der anbrechenden Morgendämmerung war das Erstaunen auf ihren Zügen zu erkennen.
»So früh bin ich selten aufgestanden«, sagte Savini. »Übrigens, auf dem Rücksitz liegt noch Ihr Koffer.«
»Danke. Mit allen Waffen?«
»Klar.«
Nadine rührte sich wieder. Ich scheuchte sie zurück, weil ich meinen Gedanken nachgehen wollte. Mich hatte Bills Anruf natürlich alarmiert. Suko und ich waren so rasch wie möglich nach Rom geflogen, um mitzumischen.
Die Wölfin Nadine mit der Seele eines Menschen hatten wir deshalb mitgenommen, weil wir durch sie die Chance hatten, eventuell die Spur des vierbeinigen Kidnappers aufzunehmen.
Der Fall kam mir unglaublich vor. Man hatte Johnny Conolly tatsächlich aus einer belebten Eisdiele entführt. Daß dort ein Wolf erschienen war, bewies uns, wie sicher er sich gefühlt hatte. Er war

sicherlich nicht der einzige in der Stadt.

Diese Annahme hatte mir Commissario Savini bei einem Gespräch bestätigt. Zudem hatte ich meine Tarnung mit ihm abgesprochen. Er würde dichthalten, ebenfalls die Witwe Marcella. So konnte ich inoffiziell arbeiten, während Suko, zusammen mit den italienischen Kollegen, den offiziellen Teil übernehmen wollte.

Natürlich auch von den Conollys unterstützt. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß Bill ruhig im Hotel sitzen blieb und Däumchen drehte.

Ich wurde gewissermaßen als ausländischer Streuner in die Szene eingeschleust. Daß die Witwe Marcella für die Polizei arbeitete, war nicht einmal den Carabinieri bekannt. Zudem galt ihr Sohn als in der Fremdenlegion verschollen. So hatte Savini einen unsichtbaren Draht in der Szene.

Der Commissario stoppte an einer Ampel. Die Straße führte ein wenig bergab. »Ich fahre bewußt einen Umweg. Den letzten Rest der Strecke müssen Sie schon zu Fuß laufen. Marcella weiß Bescheid. Sie ist übrigens tierlieb«, fügte Savini mit einem Grinsen hinzu und drohte im gleichen Moment mit der Faust, weil hinter ihm ein Lkw-Fahrer laut hupte. Er beschwerte sich darüber, daß wir nicht beim sofortigen Umspringen der Ampel auf Grün gestartet waren.

Ich warf einen Blick zum Himmel. Er hatte im Westen einen rosafarbenen Schein angenommen. Schon bald würde das Grau der Morgendämmerung explodieren und die Schatten der Nacht endgültig vertreiben. Ich hatte die Seitenscheibe etwas nach, unten gedreht. Der frühmorgendliche Duft der Großstadt Rom wehte in den Wagen. Es war ein seltsamer Geruch. Zwar klar und trotzdem belegt. Nicht unangenehm. Es roch nach Obst, nach Blumen, auch Gewürzen und frischem Wasser. Ein früher Gruß des allmorgendlichen Marktes, der bald stattfinden würde.

»An der nächsten Ecke lasse ich Sie raus«, sagte Savini. Er deutete während des Fahrens nach rechts und wich gleichzeitig einem vollbeladenen Marktkarren aus, der von zwei Männern gezogen wurde. »Sie brauchen dann nur in die Straße hineinzugehen.«

»Hat das Haus der Witwe auch eine Nummer?« fragte ich.

»Ja und nein. Sie müssen sich mal merken, daß die Uhren hier anders laufen. Die Hausnummer ist verblichen, aber die Tür hat einen weißen Anstrich.«

»Sehr schön.«

»Hier ist man kreativ.« Er stoppte so hart, daß ich in die Gurte gepreßt wurde und Nadine hinter mir fast vom Sitz gerutscht wäre.

Savini beugte sich nach links und reichte mir seine Hand. »Machen Sie es besser als gut, Signor Sinclair!« Er hob einen Daumen hoch. »Ich drücke Ihnen sogar die Zehen.«

»Danke.« Ich erwiderte den festen Händedruck und öffnete die Tür.

Auch Nadine ließ ich aussteigen. Sie schnellte aus dem Wagen, als wollte sie an einem Rennen teilnehmen, stoppte aber sehr bald und drehte sich um, wobei sie anschließend ihren Kopf an meinem rechten Bein rieb. Savini fuhr geradeaus weiter. Er beschleunigte hart. Das Röhren des Auspuffs hallte an den Wänden wider.

Ich aber machte mich auf den Weg.

Der große Markt befand sich einige Häuserzeilen weiter. Aber der Stimmenwirrwarr flog über die Dächer bis zu mir hin. Ein schwingendes Brodeln, mal hell, mal dunkel, dann wieder von lauten Frauenstimmen übertönt. Man übte bereits für den »Ernstfall«.

Da ich nicht wußte, auf welcher Seite die Witwe Marcella wohnte, entschied ich mich für die rechte. Außerdem würde eine weiß gestrichene Tür auffallen.

Noch hatte es die Sonne nicht geschafft, aber erste Strahlen strichen über die meist flachen Dächer der Häuser.

Die Helligkeit gab den Dachziegeln ihre natürliche Farbe zurück.

Sie schimmerten in einem etwas schmutzigen Rot.

Nadine trottete brav neben mir her. Ein Radfahrer überholte uns.

Er schaute auf die Wölfin und nicht auf die Straße. Fast wäre er über einen Bordstein gerutscht.

»Aufpassen, Meister!« rief ich.

Er schleuderte mir ein Schimpfwort entgegen und radelte weiter.

Ich hatte mal wieder Glück. Drei Häuser weiter leuchtete ein helleres Rechteck in der Wand – die Haustür.

Sie war verschlossen. Ich entdeckte weder ein Namensschild noch eine Klingel. Dafür in der Türnische einen alten Klingelzug.

Zweimal zog ich daran und hörte es im Haus bimmeln.

Gleichzeitig eine Stimme, die mich zusammenfahren ließ. Sie war tief und grollend. Ich hatte den Eindruck, daß sich mir ein Gewitter näherte, und trat sicherheitshalber einen halben Schritt zurück.

Meinen Koffer hielt ich wie schützend vor mir.

Im nächsten Moment stand das »Gewitter« vor mir. Mir blieb einfach die Luft weg, und in meinem Gehirn formulierte sich nur ein einziger Gedanke.

Welch ein Weib!

Das Wort Weib war genau der richtige Ausdruck für die Witwe Marcella. Sie stand im Licht der Flurbeleuchtung und warf einen mächtigen Schatten, der an der Wand hochkroch. Dabei war sie nicht einmal dick, aber irgendwie gewaltig, stämmig und fast so groß wie ich. Eine typische italienische Mamma.

Sie hatte das pechschwarze Haar der stolzen Römerin. Ob es gefärbt war, wußte ich nicht, jedenfalls war sie schon frisiert. Das breite Gesicht mit den Pausbacken zeigte eine helle Haut. Es hatte auch Ähnlichkeit mit dem Anblick eines Posaunenengels. In den dunklen

Augen blitzte das Temperament, der Mund war breit, sie konnte eine Banane fast quer essen, und die angemalten Lippen glänzten wie eine frische Wunde. Für den Busen, der sich unter dem knallroten Morgenmantel abhob, hätte sie schon einen Waffenschein benötigt. Himmel, waren das Kanonen.

Ich lächelte, sie ebenfalls.

Aber ihr Lächeln wurde breiter und breiter. Es strahlte mir in einer Herzlichkeit entgegen, die sich auch in den Pupillen widerspiegelte. Ich wußte sofort, daß ich bei der Witwe Marcella willkommen war, und dachte auch darüber nach, wie alt sie war. Ich schätzte sie auf ein halbes Jahrhundert.

Sie streckte mir ihre Arme entgegen. Ich ließ meinen Koffer langsam sinken. »John«, sagte sie, »so heißt du doch?«

»Si, Signora.«

»Ach, Junge. Laß das Signora weg!« Sie hob eine Hand und spreizte die Finger. »Ich bin Marcella, verstehst du? Für dich Marcella. Du bist ein lieber Gast.« Ihre Hand sank wieder nach unten, ein Finger blieb ausgestreckt, und der rot lackierte Nagel wies auf die neben mir hockende Nadine.

»Du meinst Nadine?«

»Welch ein Hund und welch ein Name für dieses Tierchen. Kommt rein, schnell, sonst denken andere noch, du würdest mir einen Wolf bringen.« Sie zwinkerte mir dabei mit dem linken Auge zu. Für mich war es ein Zeichen, daß sie genau Bescheid wußte, aber sie hatte nichts dagegen, daß ich Nadine mitbrachte. Das machte sie mir noch sympathischer. Um den Hausflur betreten zu können, mußte sich Marcella zurückziehen, sonst hätte sie mich noch zerquetscht.

Nadine war die Frau ebenfalls sympathisch. Die Wölfin preßte ihren Körper gegen die Beine der Witwe und ließ sich streicheln wie sonst selten von einer fremden Person.

Marcella hatte sich gebückt. Sie wühlte mit beiden Händen durch das Fell und sprach davon, welch ein braves Tier sie doch war.

Ich hatte inzwischen Muße, mich ein wenig umzusehen. Wie gesagt, der Flur war nicht sehr breit, auch nicht lang. Von ihm zweigten drei Türen ab. Eine alte, blanke Holztreppe führte in die obere Etage. Das Haus war sehr sauber. An den Wänden sah ich zahlreiche Bilder. Alles Originale von Künstlern, die hier in der Gegend leben mußten, denn die Motive zeigten durchweg den Campo di Fiori.

Marcella richtete sich auf. »Du wirst Hunger haben. Komm mit, ich habe alles vorbereitet.«

Sie lächelte mir zu und ging voran. Tatsächlich spürte ich meinen Magen. Vielleicht lag es auch am Duft des Kaffees, der durch den Flur zog. Er mischte sich mit dem Geruch frisch gebackener Brötchen oder anderer leckerer Dinge, denn der Duft erinnerte mich an den in einer

Bäckerei.

Die Küche war nicht sehr groß, jedoch vollgestopft mit zahlreichen Möbeln. Töpfe, Pfannen, Tiegel, Gefäße und andere Dinge hingen an den Wänden. Marcella kochte noch auf einem alten Ofen, der mit Holz und Kohle gefeuert wurde.

Der Tisch war für zwei Personen gedeckt. Ich sah frische Brötchen, Kuchen, hauchdünn geschnittene Salami, Käse und auch Konfitüre. Dabei wurde ich ein wenig verlegen, als Marcella mich fragte: »Was ist denn? Warum setzt du dich nicht?«

»Ich weiß nicht so recht«, erwiderte ich und schaute an mir herab. »Bei den Sachen. Ich bin ziemlich schmutzig.«

Sie winkte ab. »Das macht nichts. Es kommt bei einem Menschen nicht auf das Äußere an. Wichtig ist seine innere Einstellung, wenn du verstehst.«

»Und die stimmt bei mir?«

»Natürlich.«

»Woran siehst du das?«

Wieder lachte sie breit. »An deinen Augen, John. Ich sehe es an deinen Augen. Du bist nicht falsch. Dein Blick ist klar. So etwas erkenne ich auf Anhieb.«

»Danke.«

»Jetzt setz dich aber hin.« Sie drückte mich auf den Stuhl, dessen Sitzfläche aus Geflecht bestand und sich unter meinem Gewicht leicht durchbog. Marcella schenkte den Kaffee ein und setzte sich mir gegenüber. »So, und jetzt mußt du zugreifen. Ein IMann, der nicht essen kann, ist kein richtiger Mann.«

»Danke.«

Es schmeckte hervorragend. Je mehr ich aß, um so größer wurde mein Appetit. Marcella hatte glänzende Augen bekommen, als sie mir zuschaute. Die hauchdünn geschnittene Salami mußte ich ohne Brot essen, was ihr gefiel. Der echte Parmaschinken war ebenfalls wunderbar, und Marcella rieb ihre Hände.

»Wir werden noch oft essen«, sagte sie. »Ich habe besondere Spezialitäten«, erklärte sie und warf Nadine gleichzeitig eine Scheibe Schinken zu. »Ich werde dir…«

»Nein, bitte, Marcella, ich möchte hier wirklich nicht gemästet werden, verstehst du?«

»Ja und nein. Du kannst es vertragen.«

»Leider bin ich nicht nur zum Essen hergekommen.«

Sie rückte ein wenig zur Seite, um mich besser betrachten zu können, weil die von der Decke herabhängende Korblampe ihre Sicht behinderte. »Ja, ich weiß es, John. Die Wölfe.«

Ich schob noch ein Stück Brötchen in den Mund, auf dem Konfitüre lag. »Richtig.«

»Du hast dir deinen eigenen Wolf mitgebracht, um die anderen zu bekämpfen?«

»Es könnte so kommen, aber ich will, daß Nadine eigentlich etwas anderes übernimmt.«

»Und was?«

»Sie soll den Jungen finden.«

Marcellas Blick wurde ernst. »Es sind Schweine!« flüsterte sie.

»Es sind verdammte Schweine, die so etwas tun. Wie kann das nur möglich sein! Wie können Menschen oder auch Tiere einen Jungen einfach entführen? Das ist doch furchtbar.«

»Stimmt. Und ich meine, daß die Wölfe nicht aus eigenem Antrieb gehandelt haben. Sie sind geleitet oder geführt worden. Irgend jemand muß hinter ihnen stehen. Ein Oberwolf meinetwegen, der einen Plan ausführt.«

»Kein Mensch?«

Ich lehnte mich zurück und griff nach meinen Zigaretten. »Das möchte ich einmal dahingestellt sein lassen.«

»Aber wie kann ein Tier führen und für die anderen denken?« fragte Marcella. »So etwas gibt es nicht.«

Ich wiegte den Kopf. »Das würde ich so nicht unterschreiben. Ich kenne Wesen, die schon für andere mitdenken, das kannst du mir glauben.«

Sie schaute mich an. Als sie meinen ernsten Gesichtsausdruck sah, nickte auch sie. »Ja, John, ich glaube dir. Du bist etwas Besonderes, das weiß ich.«

»Woher?«

»Der Commissario hat mir einiges von dir erzählt«, sagte sie. »Er sagt, daß du es schaffen könntest.«

»Ja, das wäre möglich.« Ich gab bewußt ausweichende Antworten, weil ich mit der ganzen Wahrheit noch nicht herauswollte.

Sie klang mir einfach zu fantastisch für Marcella.

Die Witwe hatte ein Gespür für Dinge.

Sie schien meine Gedanken lesen zu können. »John«, sagte sie, »was vermutest du hinter diesen Dingen? Sag deine ehrliche Meinung.«

Ich zog sie ins Vertrauen. »Vielleicht Werwölfe«, sagte ich mit leiser Stimme.

Sie erwiderte zunächst einmal nichts. Für einen Moment senkte sie den Kopf und starrte auf ihren Teller, wo die Reste einer Brotscheibe lagen. Marcella schauderte zusammen, sie hob ihre runden Schultern und ließ sie wieder fallen. »Wenn du das sagst«, flüsterte sie, »dann will ich dir glauben.« Hastig schlug sie ein Kreuzzeichen.

»Werwölfe«, fuhr sie fort, »das ist schlimm, das ist grauenhaft, ich habe davon gehört. Gerade wir in Rom haben ja eine besondere Beziehung zu den Wölfen. Romulus und Remus, sie haben die Stadt

der Legende nach gegründet, das weißt du sicherlich…«

»Ja, und ich kann mir vorstellen, daß dieses Erscheinen der Wölfe möglicherweise mit dieser Legende zu tun hat.«

»Kann es so etwas geben?«

»Deshalb bin ich hier.«

»Aber die beiden Gründer Roms waren keine Werwölfe!« hielt mir die Witwe entgegen.

»Das stimmt. Nur wissen wir auch nicht, ob es sich bei den gesichteten Tieren tatsächlich um Werwölfe handelt. Das möchte ich dahingestellt sein lassen.«

»Du willst es herausfinden.«

»Deshalb bin ich gekommen. Und ich suche auch den Anführer der Wölfe.«

»Muß es den geben?«

»Bestimmt«, erwiderte ich mit Nachdruck. »Hinter jeder noch so unwahrscheinlichen Aktivität steckt immer ein Kopf. Sei es nun ein Mensch oder ein Dämon. Ich kann dir versichern, Marcella, daß Dämonen existieren. Es gibt Vampire, Werwölfe und auch Zombies. Ich habe gegen solche Monster schon gekämpft.«

»Savini deutete so etwas an, obwohl ich ihm das einfach nicht glauben konnte.«

»Mir denn?«

Sie nickte. »Si, John, si. Dir glaube ich es. Du bist keiner dieser Protzer, die mit ihren Erfolgen angeben und immer etwas hinzudichten. Ich glaube dir deine Worte.« Sie griff zur Kaffeekanne und schenkte noch einmal ein.

Hinter ihr befand sich ein Fenster. Es war blank geputzt, so daß ich nach draußen blicken konnte und mein Blick auf einen ziemlich großen Hinterhof fiel, den ich hier nicht vermutet hätte. Der Hof diente als Parkplatz. Nicht nur für Autos, auch für Fahrräder und Feuerstühle. Eine Wellblechbude sah aus wie eine Garage.

Über Rom stand bereits der Morgen. Ein heller, ein strahlender Tag kündigte sich an. Die Sonne hatte die langen Schatten der Dämmerung zur Seite geschoben. Der Himmel glänzte azurblau und wolkenlos. Dieser Frühlingstag war wie geschaffen, um etwas zu erleben. Über einige Dächer trieben noch letzte Dunstschwaden hinweg. Wahrscheinlich waren sie am Tiber aufgestiegen.

Ich dachte an die Wölfe. Sollten es tatsächlich Werwölfe gewesen sein, so würden sie sich bestimmt nicht tagsüber zeigen. Diese Bestien waren Geschöpfe der Nacht.

Aber in diesem Viertel waren sie gesehen worden. Um den Campo di Fiori herum liefen sie, hatten sie ihre Verstecke, um sie zu gewissen Anlässen verlassen zu können.

»Willst du nicht noch etwas essen?«

Ich hob beide Hände. »Nein, um Himmels willen. Das ist unmöglich, Marcella.«

»Aber du mußt richtig satt sein, John. Ich kann es nicht zulassen, daß du aufstehst und…«

»Ich bin satt.«

Sie griff zu einem Konfitürenglas. »Aprikose« sagte sie. »Ich habe sie selbst hergestellt und…«

»Bitte nicht!« Ich rang die Hände, und in meine Antwort erklang das Knurren der Wölfin.

Bisher hatte Nadine auf dem Küchenboden gelegen, ohne sich zu rühren. Sie schien eingeschlafen zu sein, doch ich kannte sie besser.

Nadine war ein Tier, das immer wachte. Zu Hause in London über Johnny Conolly, ihren Schützling. In Rom war sie nicht dabei gewesen. Hätten Bill und Sheila sie mitgenommen, wäre die Entführung bestimmt nicht geschehen. Jetzt mußte Nadine zeigen, ob sie es schaffte, den Jungen zu finden.

Es blieb nicht beim Knurren. Die Wölfin richtete sich plötzlich auf, wobei sich ihr Fell sträubte. Sie drehte mir kurz den Kopf zu.

Ich hatte dennoch Gelegenheit, in ihre Augen zu sehen.

Sie zeigten jetzt einen anderen Glanz. Mittlerweile kannte ich Nadine lange genug, um erkennen zu können, was sie empfand.

Dieser Blick zeigte mir eine gewisse Warnung. Sie hatte etwas gespürt, das wir Menschen nicht hatten wahrnehmen können.

Auch Marcella war aufmerksam geworden. »Was hat sie?« fragte sie leise.

»Irgend etwas ist passiert.«

»Und was?«

»Keine Ahnung, noch nicht. Aber laß sie mal in Ruhe. Sie wird es uns sicherlich zeigen.«

Nadine setzte sich in Bewegung. Sie ging sehr langsam, fast im Trott, und sie blieb vor dem Fenster für einen Moment stehen, dann richtete sie sich auf die Hinterläufe und legte die beiden Vorderpfoten auf die schmale Fensterbank.

Marcella hatte sich gedreht. »Sie blickt aus dem Fenster«, sagte sie. »Wieso?«

Ich stand auf und schob dabei meinen Stuhl zurück. »Das muß etwas zu bedeuten haben.« Mit wenigen Schritten hatte ich Nadine erreicht und blickte ebenfalls durch die Scheibe in den Hof. Da das Fenster ziemlich hoch war, gelang es mir, meinen Blick über die Dächer der Häuser schweifen zu lassen.

Auf ihnen lag das Licht der frühen Morgensonne wie ein goldener Schein.

Nadine blieb in ihrer Haltung. Noch immer knurrte sie. Hinter mir erhob sich Marcella. Auch ihr Stuhl schabte mit den Beinen über den

Boden.

Sie trat zu mir und blieb dicht hinter mir stehen. »Was hat sie denn?«

Ich wollte ihr erklären, daß ich es nicht wußte, das aber stimmte nicht, denn auf einem der Dächer rechts von uns erschien plötzlich eine vierbeinige Gestalt.

Ein Wolf!

***

Ich hörte Marcella hinter mir scharf atmen. Sie saugte die Luft ein, als wäre ihre Kehle ein Trichter. Sie legte ihre Hand auf meine Schulter, während sie flüsterte: »Das ist er. Das ist dieser Wolf oder einer von ihnen.«

Ich gab keine Antwort, weil mich das Tier interessierte. Sein Fell war grau. Er erinnerte an einen Schäferhund. Wenn ich seine Größe mit der neben mir stehenden Nadine verglich, so war er kleiner.

Den Kopf hielt er so gedreht, daß er zu uns schauen konnte. Es sah so aus, als wollte er etwas von uns.

Nadine wurde unruhiger. Das Knurren nahm an Lautstärke zu, sie schüttelte einige Male den Kopf, ihr Fell sträubte sich, und mir war klar, was sie wollte.

Ich drehte mich scharf um. Marcella war noch blasser geworden.

»Wir müssen raus«, sagte ich. »Und zwar auf das Dach. Wie kommen wir dorthin? Gibt es einen Weg?«

»Ja.« Sie nickte.

»Schnell!«

»Komm.« So gewaltig Marcella vom Körperumfang auch war, als sie sich umdrehte, geschah dies sehr schnell. Die Witwe lief voran.

Sie tauchte in den Flur, und ich rechnete damit, daß sie zur Haustür laufen würde. Da hatte ich mich geirrt. Marcella schlug einen knappen Bogen nach rechts und lief die Holztreppe hoch.

Am Fuß der Treppe blieb ich stehen. Neben mir wartete zitternd die Wölfin. »Wo willst du hin?« rief ich der Frau nach.

»Ich kenne einen Weg.« Sie blieb auf dem ersten Absatz stehen.

»Schnell, sonst ist er weg.«

Marcella lief weiter. Das war auch für Nadine das Startzeichen.

Die Wölfin hetzte mit langen Sprüngen hinter ihr her und hatte sie bald erreicht. Ich konnte nicht an der Witwe vorbei, sie nahm fast die Breite der Treppe ein.

In der ersten Etage blieb sie stehen, winkte mir und öffnete eine bis zum Boden reichende Tür. Der Weg führte auf einen kleinen Balkon, nur ein Vorsprung, mehr nicht. Aber von ihm aus war es nicht schwierig, das Nachbardach zu erreichen.

Die Sonne blendete mich, ich setzte die dunkle Brille auf und tastete nach meinen Waffen. Okay, es konnte losgehen, ich hatte die Beretta

und den Dolch während der Fahrt wieder eingesteckt.

Nadine hatte es besser. Mit einem kraftvollen Sprung überwand sie das hinderliche Geländer, auf dessen Rand ich erst noch klettern mußte. »Viel Glück!« rief mir Marcella nach, die zurückblieb, während ich leicht in die Knie ging und sprang.

Es war ein guter Sprung, obwohl ich für einen Moment befürchtete, mein Ziel zu verfehlen. Mit dem rechten Fuß zuerst landete ich auf dem leicht abgeflachten Dach, zog das linke Bein dann nach, bückte mich und klammerte mich fest.

Nadine war zum First gelaufen und wartete dort auf mich.

Ich lief zu ihr, sah den Wolf aber nicht. Dafür hatte ich einen prächtigen Blick über den Campo.

Wie Schachteln standen die zahlreichen Häuser neben- und hintereinander. Die meisten Fassaden zeigten ein schmutziges Weiß, in dem oft die Grautöne überwogen. Die Ziegel der flachen Dächer, mal rot, mal blaß, glänzten im Schein der Morgensonne.

Vom Campo her schallte der Lärm des allmählich beginnenden Marktes zu mir hoch. Wenn ich den Kopf reckte, konnte ich die bunten Farben der dort aufgespannten Schirme sehen.

Marcella stand jetzt auf dem Balkon. »Siehst du ihn?« rief sie mir zu.

»Nein, er muß etwas bemerkt haben.«

»Laß Nadine ihn suchen.« Die Witwe fuchtelte mit beiden Armen. »Mach schon John.«

Ich winkte ihr zu. »Aber sicher doch.« Dann beugte ich mich zu der Wölfin mit der menschlichen Seele hinab. »Komm, Nadine, such den Wolf! Du wirst es schaffen.«

Nadine lief über das Dach. Wir bewegten uns auf dem ziemlich breiten First. Ich konnte in die Gassen schauen, die von hier oben aussahen wie dunkle Schluchten.

Aus manchen schallte Motorenlärm zu mir hoch, auch Stimmen, die sehr laut waren.

Um uns kümmerte sich keiner. So erreichten wir den Rand des Dachs und sahen das Nachbarhaus vor uns. Ich maß die Entfernung ab, als Nadine schon sprang.

Ich tat es ihr nach. Mit einem dumpfen Schlag landete ich auf dem zweiten Dach. Ich wollte mich schon freuen, als ich unter meinen Füßen das Knirschen der alten Pfannen hörte. Mein Sprung zur Seite erfolgte zu spät. Unter mir brachen die Ziegel weg, ich rutschte selbst tiefer und klemmte plötzlich fest.

Gleichzeitig hörte ich Nadines warnendes Knurren. Mit beiden Händen stemmte ich mich ab, fand mit dem rechten Fuß unter mir Halt auf dem Gebälk und hörte das Klatschen der Pfoten.

Nadine rannte nicht weg.

Sie wartete auf ihren Gegner. Und der Wolf näherte sich uns mit

gewaltigen Sprüngen.

Er hatte seinen Rachen weit aufgerissen: Auch meine Augen wurden groß, denn ich hatte erkannt, daß sich die Bestie ausgerechnet mich als Ziel ausgesucht hatte.

Und sie sprang!

***

Diesem Sprung hätte ich nicht ausweichen können, weil ich feststeckte und mich abstemmte. So kam ich auch nicht dazu, die Beretta zu ziehen.

Aber ich hatte noch Nadine. Mit untrüglichem Instinkt erkannte sie, in welch einer Gefahr ich steckte.

Als der Wolf sprang, stieß sich die Wölfin ab. Im rechten Winkel wuchtete sie auf das angreifende Tier zu, das es nicht mehr schaffte, auszuweichen.

Etwa einen Schritt vor mir prallten beide Körper mit großer Wucht zusammen.

Ich konnte nicht eingreifen, weil ich noch immer feststeckte und es auch nicht wagte, mich zu befreien. Durch zu heftiges Treten hätte ich die Öffnung möglicherweise noch vergrößert.

Der Kampf spielte sich dicht vor mir ab. Nadine und der fremde Wolf rutschten über das Dach, wobei sie sich überschlugen und die Körper ein Knäuel bildeten.

Ich hörte das Knurren, die heiseren Laute, sah geöffnete Schnauzen, die zuschnappten. Zähne blinkten wie scharfe Messer, Zungen schlugen aus den Mäulern. Noch war nicht zu erkennen, wer die Oberhand behalten würde.

Sie rutschten an mir vorbei. Das Dach hatte eine leichte Schräge.

Darunter befand sich die Tiefe der Gasse. Abermals brachen einige Pfannen auseinander. Ich hatte jetzt den Kopf gedreht, um mehr mitzubekommen. Nadine war deutlich zu erkennen. Sie sah aus wie die Siegerin, ihr Körper schnellte in die Höhe, während der Wolf für einen Moment auf dem Rücken lag.

Nadine rammte ihn.

Es war ein wuchtiger Stoß, der nicht ausgeglichen werden konnte. Der Wolf rutschte plötzlich der Dachkante entgegen, konnte sich nicht mehr halten und war plötzlich verschwunden.

Ich hörte noch, wie er aufklatschte, blickte zu Nadine, die zum Dachrand glitt, dort stehenblieb und in die Tiefe starrte.

Ich war mittlerweile auch nicht untätig gewesen. Durch sehr vorsichtige Bewegungen war es mir gelungen, mich so weit in die Höhe zu stemmen, daß ich ein Bein anwinkeln und mich abstützen konnte. Meinen Körper drückte ich dabei nach vorn, so daß ich mich flach auf das Dach legen konnte.

Wie jemand, der aus einem Loch im Eis steigt und sich über den zugefrorenen See schiebt, kam ich mir vor. Es klappte gut. Ich konnte mich endlich aufrichten. Genau in dem Augenblick, als Nadine über den Dachrand hinwegsprang.

Es hatte keinen Sinn mehr, zu versuchen, sie mit einem Ruf zurückzuhalten. Sie war bereits in der Tiefe verschwunden. Auch ihren Aufprall vernahm ich, nur klang er anders als bei dem Wolf zuvor. Sie war wahrscheinlich mit ihren Läufen zuerst aufgekommen.

Ich hörte ihr Heulen und lief den Weg wieder zurück. Auf Marcellas Balkon schien die Sonne. Die Witwe tauchte erst wieder auf, als ich das kleine Ziel mit einem gewaltigen Satz erreichte.

»Was ist denn…?«

»Jetzt nicht.« Ich drückte mich an ihr vorbei und rannte die Treppe hinab.

Wie ein Wilder stürmte ich durch die Haustür, stand in der Gasse und hörte schon das Knurren.

Aber ich sah auch die Zuschauer. Eine Handvoll Menschen schaute dem Kampf der beiden Wölfe zu. Nadine hatte den anderen in die Enge gedrängt. Er stand mit den Hinterläufen an der Hauswand, schnappte zu, traf Nadine aber nicht, die schneller war.

Plötzlich peitschten Schüsse.

Mir blieb fast das Herz stehen, als ich die krachenden Echos vernahm. Nadine kannte diese Geräusche, sie drehte sich, sprang zurück, aber ihr hatten die Kugeln nicht gegolten.

Der Wolf an der Hauswand war getroffen worden. Er zuckte zusammen wie unter einem Hageleinschlag, als die Geschosse Lücken in sein Fell rissen.

Dann schleuderte ihn die Wucht von den Beinen. Er fiel auf die Seite und trat mit allen vieren um sich, bevor er liegenblieb und sich nicht mehr rührte.

Nadine war zu mir gelaufen. Ich schickte sie ins Haus. An der Tür erschien Marcella, erleichtert darüber, daß Nadine von keiner Kugel getroffen worden war.

»Laß sie im Haus!« rief ich der Witwe zu und rannte auf den getroffenen Wolf zu.

Auch der »Mörder«, erschien. Ein bulliger Mann, der das Gewehr noch bei sich trug. Er trat aus einer schmalen Einfahrt gegenüber und bewegte sich geduckt. Sein Gesicht zuckte dabei, und er grinste breit, als die Zuschauer ihm Beifall spendeten.

»Endlich ist eine dieser Bestien tot!« rief eine Frau und stieß den Arm in die Luft.

Auch die anderen brüllten.

Ich beteiligte mich nicht daran, blieb vor dem Wolf stehen und sah ihn mir an.

Wenn es ein Werwolf war, was mir eigentlich unwahrscheinlich erschien, hatten ihn die normalen Kugeln nicht getötet. Ihn brachten nur geweihte Silbergeschosse um.

Er war tatsächlich normal. Aus den Kugellöchern rann Blut und näßte das Fell. Ein Geschoß hatte seinen Kopf getroffen.

Ich wandte mich wieder ab, wurde angestarrt, hob die Schultern und ging zurück.

Der »Mörder« wurde gefeiert. Man ließ ihn hochleben. Jemand kam mit einer Flasche Grappa. Ich sah es, als ich die Haustür schloß. Marcella wartete im Flur auf mich. Sie hatte ihre Hände ineinander verschlungen, als wollte sie beten.

»Er ist tot«, sagte ich.

Sie nickte nur. Allmählich kehrte die Farbe in ihr Gesicht zurück.

»Ich habe Angst gehabt um euch«, flüsterte sie. »So eine verdammte Angst! Ich sah dich einbrechen und auch den Kampf der beiden Wölfe. Aber Nadine hat gewonnen.«

»Ja, sie ist sehr stark.«

»Das muß sie auch sein.«

»Sicher.«

Ich ging wieder in die Küche, holte tief Luft und setzte mich auf einen Stuhl. Marcella sah mir an, daß ich nicht angesprochen werden wollte. Sie räumte den Tisch ab.

»Wieso?« fragte ich nach einer Weile. »Wieso erschien dieser Wolf bei Tageslicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sind sie nicht sonst in der Nacht gesichtet worden?«

»Ja, aber jetzt…« Marcella deutete auf Nadine. »Vielleicht trägt sie daran die Schuld.«

»Das kann sein. Ihre Gegner müssen bemerkt haben, wer in der Stadt ist. Sie wissen schon Bescheid. Wahrscheinlich ist dieser Wolf als Spion geschickt worden.«

»Das ist so unwahrscheinlich«, sagte die Witwe. »Ich kann es kaum glauben oder begreifen.«

»Denke nicht darüber nach, Marcella. Die Wölfe von Rom haben etwas vor, das steht fest.«

»Mit dem entführten Kind?«

»Auch das. Sie werden ihn als Druckmittel benutzen.«

»Gegen dich.«

»Das sowieso.«

»Und gegen wen noch?«

»Ich habe keine Ahnung, Marcella, aber ich werde es herausfinden, das schwöre ich dir. Hier läuft etwas, hier ist etwas in Gang gebracht worden. Wahrscheinlich schweben wir alle in einer großen Gefahr, aber das wird sich zeigen.«

Das Telefon läutete. Es stand in der Küche unter einem Heiligenbild auf einer kleinen Anrichte.

Marcella stand günstig. Sie griff nach dem Hörer und meldete sich mit einem knappen »Si?«

Lange brauchte sie nicht zuzuhören. »Für dich«, sagte sie mit großen Augen.

»Wer ist es denn?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte sie. »Die Stimme kann ich leider nicht identifizieren.«

»Mal sehen. Ja, Sinclair.«

Es war zwar eine Stimme, die an mein Ohr klang, aber sie hatte eher Ähnlichkeit mit dem Zischen einer Klapperschlange. Ich konnte nicht einmal herausfinden, ob sie männlich oder weiblich war, aber ich hörte genau die Worte.

»Du bist in der Stadt, ich weiß es. Und ich werde dafür sorgen, daß du sie nicht lebend verläßt…«

***

Ich zeigte kaum eine Schrecksekunde und fragte sofort: »Wer sind Sie? Melden Sie sich, verdammt! Was haben Sie vor? Reden…«

Nichts mehr. Die Leitung war tot. Der unbekannte Anrufer hatte nach der Drohung die Verbindung unterbrochen.

Ich legte den Hörer auf und drehte mich zu Marcella um. »Unsere Gegner scheinen Bescheid zu wissen«, sagte ich. »Man hat mir soeben verkündet, daß ich die Stadt nicht lebend verlassen würde.«

»Wer?« Marcella preßte ihre Hand unter die linke Brust. »Wer war es?«

»Keine Ahnung. Ein Unbekannter, der mich aber kannte.«

»Kennst du ihn auch?«

»Das ist eine gute Frage«, erwiderte ich nickend und dachte dabei über die Stimme nach.

Okay, sie war verstellt gewesen, dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, sie schon einmal gehört zu haben. Irgendwann und irgendwo.

Eine Frau, ein Mann? Ich schüttelte den Kopf. Es hatte keinen Sinn, sich jetzt darüber Gedanken zu machen. Wenn die Person etwas von mir wollte, würde sie sich früh genug melden.

»Ob sich der Junge in der Gewalt des Anrufers befindet?« fragte Marcella.

»Daran glaube ich.«

»Man sollte ihn vierteilen!« keuchte sie und ballte beide Hände zu Fäusten. »Ein Kind zu entführen. Das sind Schweine, jawohl Schweine.«

»Dabei war es ein Wolf«, sagte ich.

Marcella verstummte. In ihrem Gehirn arbeitete es. »Si, ein Wolf, der

sprechen kann?«

Ich wiegte den Kopf. »Das ist eben die Frage. Aber ich habe etwas Ähnliches schon erlebt.«

»Wo denn?«

»Ich kannte Werwölfe, die auch redeten. Möglicherweise haben wir es hier mit Werwölfen zu tun. Zumindest mit einem, dem Anführer, der die Wölfe für sich morden läßt.«

»Was willst du denn jetzt machen?«

»Ich werde meinen Freunden Bescheid geben, die im Hotel auf mich warten. Den Anruf hatte ich ihnen sowieso versprochen.«

»Sollen sie dann herkommen?«

»Es wäre nicht einmal das schlechteste. Zumindest meinen Partner Suko möchte ich bei mir haben.«

»Wie du meinst.« Marcella deutete auf das Telefon.

Suko und die Conollys wohnten im »Hassler«, Roms bestem Hotel. Von dort aus hatte man einen prächtigen Blick über die Stadt und auch über die Spanische Treppe, die zu den Füßen des Hotels lag.

Es war zwar noch früh am Morgen, ich aber glaubte, daß Suko bereits auf den Beinen war.

Man verband mich schnell. Ich hörte seine Stimme so deutlich, als würde er neben mir stehen. »Na, du alter Penner? Hat man dich wieder aus dem Knast entlassen?«

»Ja, mit allen Ehren.«

»Wie ist die Witwe?«

»In Ordnung, aber deshalb rufe ich nicht an. Schwing dich in ein Taxi und komm her.«

»Was ist denn passiert?« Die Stimme des Inspektors klang sehr ernst.

»Ich hatte meine erste Begegnung mit einem Wolf.«

»Wie das?«

Suko hörte sich meinen Bericht an. Ich vergaß auch nicht, den Drohanruf zu erwähnen, und Suko stellte natürlich die Frage, wer hinter all diesen Vorgängen stecken konnte.

»Tut mir leid, ich habe die Stimme wirklich nicht identifizieren können.«

»Aber es gibt einen Boß oder einen Chef im Hintergrund.«

»Klar, dahinter steckt Methode. Sonst sind die Wölfe nur in der Nacht erschienen, jetzt lassen sie sich schon am Tage sehen. Ich habe den Eindruck, als würden wir uns allmählich dem Höhepunkt nähern.«

»Gut, ich komme zu dir.«

»Okay.«

»Ach so, was hast du vor?«

»Einen Spaziergang mit dir machen«, sagte ich und legte den Hörer wieder auf.

»Kommt dein Freund?« fragte Marcella.

Ich nickte. »Er ist außerdem mein Partner. Ein Chinese, der wie ich beim Yard arbeitet.«

»Und ihr löst die Fälle gemeinsam?«

Ich lächelte. »Wir geben uns Mühe. Einer kann sich dabei auf den anderen verlassen.«

»Das ist gut.«

Ein glockenhelles Geräusch schwang durch Flur und Küche. Jemand stand vor der Tür und hatte an der Klingelschnur gezogen.

Marcella erhob sich.

»Wer kann das sein?« fragte ich.

»Keine Ahnung, John. Werden wir gleich sehen.« Sie schaute auf Nadine. »Willst du sie nicht lieber verstecken?«

»Klar.«

Ich scheuchte Nadine in die erste Etage hoch. Als die Wölfin nicht mehr zu sehen war, öffnete Marcella. Ich stand im Halbdunkel des Flurs, hörte ihre Stimme, sah den Besucher aber nicht, weil Marcella mir das Blickfeld versperrte.

»Ah, Gibli, unser Auge des Gesetzes. Bitte, komm herein und trink eine Tasse Kaffee mit uns.«

»Ja, aber ich will mich nicht lange aufhalten. Ich habe nur einige Fragen.«

»Gern. Für dich habe ich doch immer Zeit.«

Sie gab den Weg frei. Ein junger Mann in der Uniform eines Carabiniere betrat den Flur. Er ging durch zur Küche, wo ich saß, sah mich und blieb überrascht stehen.

Bevor er eine Frage stellen konnte, gab die Witwe eine Erklärung ab. »Ich habe einen neuen Untermieter bekommen. Einen Engländer. Er heißt John. Ein netter Bursche.«

Gibli stellte sich ebenfalls vor und nahm seine Mütze ab. Scharf musterte er mich. »Eigentlich habe ich Sie gesucht«, sagte er.

»Wieso?«

»Zeugen erklärten mir, daß Sie etwas mit den Wölfen zu tun haben. Sie sind sogar mit einem gekommen!«

Ich lachte und blickte ihn erstaunt an. »Ich soll einen Wolf bei mir haben? Aber das ist Unsinn. Sehen Sie sich um, Signor Gibli. Sehen Sie hier einen Wolf?«

»Nein, aber es waren zwei. Der eine ist tot, der andere ist mit Ihnen gelaufen. So wurde es mir gesagt.«

»Das ist gut möglich. Ja, es stimmt sogar. Er ist aber dann verschwunden.« Ich wußte selbst, daß meine Antwort auf tönernen Füßen stand, doch der Carabiniere schien sie zu akzeptieren. Jedenfalls hakte er nicht mehr nach.

»Kaffee?« fragte Marcella.

»Ja, gern.«

Sie schenkte ein und erkundigte sich nach Julietta. »Wie geht es ihr? Hat sie sich wieder erholt?«

»Ich hoffe, daß die Wunde heilt.«

Marcella gab mir eine Erklärung. »Julietta ist angegriffen worden«, sagte sie. »Der Wolf war plötzlich da und biß sie.«

»Wann?«

»Vor einigen Tagen – oder?«

Gibli nickte. Dann flüsterte er: »Und jetzt zeigen sich diese Bestien schon am Tage. Das wird immer schlimmer. Ich glaube, sie bereiten einen Angriff vor…«

»Wieso?« fragte ich.

Gibli stellte die Kaffeetasse zur Seite. »Die Wölfe sind aus den Bergen gekommen. Den Grund kennt niemand. Wir können nur raten. Irgend etwas zieht sie in die Stadt…«

»Gibt es denn überhaupt Wölfe in den Bergen?«

»Eine gute Frage, Signor.« Der Carabiniere nickte sich zu.

»Eigentlich nicht. Früher ja. Sie sind längst ausgestorben oder ausgerottet. Das haben wir bisher jedenfalls geglaubt. Daß sie trotzdem zurückgekehrt sind, ist unbegreiflich. Wahrscheinlich haben sie sich irgendwo versteckt gehalten. Ja!« Er bestätigte sich selbst. »So muß es einfach gewesen sein.« Dann leerte er seine Tasse. »Sie jedenfalls haben nichts mehr von dem zweiten Wolf gesehen?«

»Nein!« log ich.

»Ich werde die Augen offenhalten und meine Kollegen auch. Wir müssen dieses Rätsel einfach lösen, bevor noch schlimmere Dinge geschehen.«

»Gott steh Ihnen bei«, sagte die Witwe.

»Die Menschen haben Angst. Ich war vorhin auf dem Markt. Der ist wie tot. Alle sprechen von den Wölfen. Einige wollten schon fliehen. Das ist nicht gut für unser Viertel. Wir waren immer stolz darauf, aber jetzt…«

»Keine Sorge, Gibli, die Zeiten werden sich wieder ändern«, sagte Marcella und sah zu, wie sich der Polizist erhob. Er verabschiedete sich von der Frau und danach von mir. Auf mir blieb sein Blick länger haften. »Ehrlich gesagt, ich traue Ihnen nicht.«

»Das ist Ihr Bier.«

»Wir sehen uns bestimmt noch.«

»Warte, ich bringe dich zur Tür«, sagte Marcella und zwinkerte mir zu. Sie hatte die Lage entschärft, gab Gibli noch ein Stück vom selbstgebackenen Kuchen mit auf den Weg und ließ mich dann allein in der Küche zurück.

Nach einer Weile kehrte sie zurück und zog ein sorgenvolles Gesicht. »Weißt du, John, er ist ein netter Kerl, aber leider überfordert. Der kann Hühnerdiebe fangen, der kommt mit allen gut aus, auch mit den

kleinen Gaunern, die hier leben, aber bei den größeren beißt er sich die Zähne aus, der gute Gibli.«

»Das gibt es oft.«

»Jedenfalls hat er etwas bemerkt. Das Mißtrauen gegen dich stand ihm ins Gesicht geschrieben.«

»Ich werde versuchen, es zu zerstreuen. Bestimmt treffen wir noch mal zusammen.«

»Das glaube ich auch.«

Es dauerte nicht mehr lange, als wir abermals das Klingeln hörten. »Ist das dein Freund?«

»Bestimmt.«

»Dann öffne du.«

Suko stand tatsächlich vor der Tür und lächelte mich an. »Na, Frühaufsteher?«

»Selber«, sagte ich, bat ihn ins Haus und stellte ihn der Witwe vor.

Sie war tatsächlich erstaunt, einen Chinesen vor sich zu sehen, gab aber keinen Kommentar, sondern bat Suko, auf dem dritten Stuhl Platz zu nehmen.

Den Kaffee lehnte Suko ab. Dafür hörte er mir zu, was ich zu berichten hatte. Meinem Vorschlag, das Viertel zu durchstreifen, stand er positiv gegenüber.

»Nehmen wir Nadine mit?«

Wie auf Kommando erschien die Wölfin. Sie hatte Sukos Stimme gehört und mußte ihn begrüßen.

Erst als Suko lange genug ihr Fell gekrault hatte, antwortete ich ihm. »Ich möchte sie gern hier lassen.«

»Das ist auch besser«, sagte Marcella. »Wenn die Leute euch mit der Wölfin sehen, drehen sie durch.«

»Genau.«

»Wann wollt ihr denn gehen?« fragte Marcella.

»Jetzt«, erwiderte ich und stand auf. Auch Suko erhob sich.

»Paßt auf, ihr beiden«, sagte sie zum Abschied. »Die Menschen hier sind zwar alle recht nett, aber man muß schon hier wohnen und lange gelebt haben, um sie begreifen zu können.«

»Das ist uns klar.«

»Wo ihr den Markt findet, wißt ihr?«

»Natürlich.«

Vor der Tür trafen uns die warmen Sonnenstrahlen, die schräg in die schmale Straße fielen. Es tat gut, die Wärme auf den Gesichtern zu spüren.

»Was hast du für ein Gefühl?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Jedenfalls kein gutes.«

»Ich auch nicht.«

»Wie sieht es bei Bill und Sheila aus?«

Suko lächelte schief. »Soll ich dir darauf noch eine Antwort geben, John?«

»Nein, jetzt nicht mehr…«

***

Wohl jeder Gast, der im »Hassler« wohnte, genoß dieses Hotel. Nur zwei Menschen nicht.

Sheila und Bill Conolly!

Die beiden sahen aus wie zwei lebende Leichen, so blaß und bleich hockten sie im Frühstücksraum, starrten in die Kaffeetassen und waren nicht in der Lage, auch nur einen Bissen der angebotenen Köstlichkeiten zu sich zu nehmen.

»Nimm du doch etwas«, sagte Sheila. Sie strich mit einer müden Bewegung durch ihr Haar.

Bill schüttelte den Kopf.

»Und wenn es hart auf hart geht, bist du zu schwach«, erklärte sie. »Ich hoffe nur, daß John etwas herausgefunden hat.«

»Er ist einfach zu kurz hier in Rom«, widersprach Bill. »Da kann sich noch nichts getan haben.«

Sheila nippte am Orangensaft. Sie drehte den Kopf, schaute durch das große Fenster und hätte den herrlichen Blick eigentlich genießen müssen, aber sie starrte nur ins Leere.

»Ob der Junge noch lebt?« flüsterte sie und schaute vorbeifliegenden Tauben hinterher.

»Natürlich.«

»Der oder die Entführer hätten sich wenigstens melden können«, flüsterte sie. »Ein Kidnapper stellt doch Forderungen, aber wir haben nichts, gar nichts erfahren.«

»Es kann noch kommen.«

»Hoffentlich. Und dann frage ich mich, was sie von uns wollen. Sie werden uns doch durch Johnny unter Druck setzen wollen. Er ist ihr Trumpf, sie wissen genau, wie sensibel wir als Eltern reagieren, wenn…«

Bill legte seine Hand auf Sheilas. »Keine Aufregung, bitte«, sagte er. »Es wird schon alles wieder gut.«

Sheila nickte. »Bis jetzt haben wir es immer geschafft, Bill. Aber jede Glückssträhne hat einmal ein Ende.« Sie schüttelte den Kopf und sah aus, als wollte sie anfangen zu weinen. »Ich werde den Eindruck nicht los, daß mit dem Jungen ein furchtbares Spiel getrieben wird. Sie benutzen ihn, um ihre Pläne durchzuführen.«

»Und welche?«

»Wenn ich das wüßte.« Sheila spielte mit einer Kaffeetasse. Sie bestand aus feinstem Porzellan. »Wölfe«, murmelte sie. »Wer kann dahinterstecken? Lupina nicht, die ist vernichtet. Hat sich

möglicherweise eine neue Allianz gebildet?«

»Ich möchte es nicht von der Hand weisen. Wie hieß es noch? Bevor die Menschen waren, da waren schon die Wölfe. Sie sind nicht totzukriegen. Vielleicht träumen sie davon, eines Tages die Herrschaft über unseren Planeten anzustreben.«

Sheila dachte wieder an ihren Sohn. »Johnny«, flüsterte sie.

»Mein Gott, der Junge ist ein Kind. Er kann sich nicht wehren, er…«

»Vielleicht findet Nadine ihn.«

»Die ist bei John.«

»Und er ist unterwegs.«

»Ja, Bill. Wir sitzen hier herum und wollen frühstücken, als wäre nichts geschehen.«

Der Reporter hatte den Vorwurf in Sheilas Worten nicht überhört. Er lehnte sich zurück. »Was können wir tun, Mädchen? Hast du eine Idee? Gibt es irgendeinen Punkt, wo wir ansetzen können? Wahrscheinlich nicht. Wenn ich nur den Hauch einer Chance erkennen würde, hätte ich eingegriffen. So sind uns die Hände gebunden.«

»Wie auch Suko«, antwortete Sheila. Sie hob mit einer ruckartigen Bewegung den Kopf. »Himmel, wo bleibt er eigentlich? Der wollte doch hier erscheinen.«

»Vielleicht läßt er das Frühstück ausfallen.«

»Das glaube ich nicht. Wir hatten uns hier verabredet.« Ihr Blick wurde starr. »Da ist doch wohl nichts passiert?«

»Weiß nicht. Soll ich nachsehen?« Bill war bereits im Begriff, sich zu erheben.

»Nein, bleib mal«, sagte Sheila und deutete an ihm vorbei. Ein befrackter Ober eilte herbei. Er trug ein Silbertablett, auf dem eine Nachricht für die Conollys lag.

»Entschuldigen Sie bitte, aber das soll ich Ihnen von einem Gast in seinem Namen überreichen.«

Bill nahm den Umschlag, bedankte sich, setzte sich wieder hin und schlitzte den Brief auf. Es war eine Karte aus Büttenpapier, die herausfiel.

»Sukos Schrift«, sagte der Reporter.

»Bitte, lies vor.«

Bill nickte. Er las: »Ich konnte nicht kommen. John rief an. Er scheint eine Spur entdeckt zu haben. Wartet auf meinen Anruf. Suko.«

Sheila holte durch die Nase Luft. »Das ist alles?« fragte sie leise.

Bill ließ die Nachricht sinken. »Ja, mehr steht nicht auf der Karte.«

»Seltsam, wirklich seltsam. Warum ist er verschwunden, ohne uns etwas zu sagen?«

»Er wird seine Gründe gehabt haben.«

»Aber wir sind die eigentlich Betroffenen. Es ist unser Sohn, der

entführt wurde. Das hätte Suko wissen müssen, um sich danach zu richten. Hoffentlich macht er nichts Falsches.«

»Komm, nun behalte die Nerven, Sheila. Suko und John sind erfahren genug, um gewisse Dinge genau überblicken zu können. Mir paßt es auch nicht, daß wir hier sitzen. Aber was sollen wir tun?«

»Selbst in dieses Viertel fahren!«

Bill starrte seine Frau über den Tisch hinweg an. »Eigentlich hast du nicht mal so unrecht«, murmelte er. »Das wäre vielleicht eine Möglichkeit.«

»Andererseits«, sagte Sheila, »wer wäre hier, wenn sich die Kidnapper melden? Keiner von uns.«

»Sie haben es bis jetzt noch nicht getan und werden es auch wohl kaum in den…«

Sheila schüttelte den Kopf. Und Bill sprach nicht mehr weiter.

Neben ihm war wieder ein Ober erschienen. Er hielt eines dieser flachen, tragbaren Telefongeräte in der Hand und zog die Antenne hervor, während er zu Bill sagte: »Telefon, Signor Conolly.«

»Danke.« Bill sah Sheilas lauernden Blick auf sich gerichtet und meldete sich.

»Conolly!« Es war nur ein Zischen, das aus dem Hörer drang.

Eine verstellte Sprache. Dennoch verstand Bill die Worte, und sie schlugen ihm auf den Magen. »Wir haben ihn, Conolly. Wir haben deinen Sohn, hörst du?«

»Ja!« krächzte der Reporter. »Wer sind Sie? Verdammt! Was wollen Sie? Geld?«

»Wir haben ihn!«

»Und?« Bills Kopf war hochrot angelaufen. Er schaute zu Sheila hin, die aufgestanden war.

»Wir wollen kein Geld, sondern Rache. Hast du verstanden, Conolly? Rache!«

»Ja, das habe ich!«

»Dein Sohn wird sterben!« zischelte es. »Er muß für das leiden, was eure verfluchte Sippe uns angetan hat. Der Junge macht den Anfang, hörst du!«

Bill konnte sich nicht mehr beherrschen. Schreiend unterbrach er den Anrufer. »Was wollen Sie von uns? Sagen Sie doch was!«

Ein Lachen antwortete ihm. »Komm zur Piazza San Pietro. In der Nacht, zur Tageswende. Ich erwarte dich dort. Du wirst zusehen können, wie die Wölfe anfangen werden, die Herrschaft zu übernehmen, und wie dein Sohn als erster stirbt…«

Schluß, Ende. Der Anrufer sprach nicht mehr. Bill hörte das Freizeichen. Der Apparat rutschte aus seiner schweißfeuchten Hand, fiel zu Boden, ein Ober hob ihn auf und verschwand damit, nicht ohne Bill mit einem langen Blick »gewürdigt« zu haben.

Der Reporter starrte ins Leere. Er zitterte, und sein Blick nahm einen stumpfen Ausdruck an. Er bemerkte nicht einmal, daß Sheila ihn berührte. Sie mußte zweimal seinen Namen rufen, bevor Bill hochschaute.

Auf Sheilas Gesicht glänzte der Schweiß. Die Haut hatte eine hochrote Farbe angenommen. »Und?« fragte sie flüsternd. »Du hast mit dem Kidnapper gesprochen, nicht wahr?«

»Er war der Anrufer!« Bill hob die Schultern. Mit kaum zu verstehender Stimme sagte er: »Sie… sie wollen Johnny töten. Und wir müssen dabei zuschauen.«

Sheila blieb sitzen. Sie versteinerte dabei im Zeitlupentempo. Die Gesichtszüge froren ein. Sie preßte die Lippen so hart zusammen, daß aus ihnen zwei bläuliche Striche wurden. »Ist das wahr? Hat man dir das wirklich gesagt?«

»Weshalb sollte ich lügen?«

»Ja«, hauchte Sheila. »Weshalb solltest du das tun? Du brauchst nicht zu lügen, du…« Sie preßte ihre Handflächen seitlich gegen den Kopf. Diesmal konnte sie die Tränen nicht unterdrücken.

Bill ließ sie weinen. Er wollte denken, aber er schaffte es nicht.

Sein Kopf war leer. Daß andere Gäste ihnen zuschauten, kümmerte die beiden nicht. Die Zeit blieb für sie stehen. Bis Sheila vorschlug:

»Laß uns auf das Zimmer gehen.«

»Und dann?«

Sheila putzte ihre Nase. »Wir müssen etwas unternehmen. John anrufen, er muß Bescheid wissen.«

»Sie werden ihn töten!«

»Willst du John keinen Bescheid geben, Bill?«

Der Reporter strich über seine feuchte Stirn. »Ich weiß es nicht, Sheila. Ich weiß es wirklich nicht. Es kann natürlich ins Auge gehen. Wenn wir zu mehreren dort auftauchen, werden sie Johnny…«

»Aber sie wollen ihn sowieso töten!« Sheila wunderte sich darüber, daß sie so etwas aussprechen konnte. Dazu brauchte sie Nerven, und die hatte sie in diesem Augenblick.

»Wie kannst du so etwas sagen!«

Sheila faßte Bill an und zog ihn in die Höhe. »Komm jetzt mit aufs Zimmer. Wir müssen etwas unternehmen.« In ihren Augen blitzte es plötzlich. »Ich sehe nicht ein, daß wir unseren Sohn diesen Bestien kampflos überlassen. Nein, Bill, ich werde um Johnny kämpfen, und du bist dabei!«

Der Reporter wehrte sich nicht. Wie ein Greis schritt er neben seiner Frau her.

Der Lift brachte sie in die vierte Etage. Sie hatten für die ausgestellten Kostbarkeiten keinen Sinn. Vorbei an Antiquitäten und wertvollen Bildern schritten sie zu ihrem Zimmer.

Es gab drei Räume. Der Wohnbereich war getrennt vom Schlafraum und auch von den Naßräumen.

Die Nummer hatte sich Sheila aufgeschrieben. Sie telefonierte durch und bekam die Witwe Marcella an die Strippe. Wenig später brach ihre Hoffnung zusammen, als sie erfahren mußte, daß John Sinclair und Suko nicht im Haus waren. Die Witwe wußte auch nicht, wann sie zurück sein wollten.

»Auf jeden Fall muß John Sinclair im Hassler anrufen«, sagte Sheila. »Es ist lebenswichtig.«

»Ich werde es ihm bestellen, Signora.«

Sheila legte auf und drehte sich zu Bill um, der am Fenster stand und seine Hände in den Hosentaschen vergraben hielt. Er wandte sich nicht um und sprach die folgenden Worte gegen die Scheibe.

»Wenn sie dem Jungen tatsächlich etwas tun, Sheila, laufe ich Amok. Das verspreche ich dir.«

Sheila erwiderte nichts. Sie lauschte dem Klang der Stimme und begann sich vor ihrem eigenen Mann zu fürchten…

***

An den Ecken spielten die kleinen Gauner aus dem Viertel Karten, auf einer Bank saßen alt und jung zusammen, ließen sich von der Sonne bescheinen und hielten ein Schwätzchen. In der Via Giubbonari, der Klamottengasse, suchten Passanten nach getragener Kleidung, in den Innenhöfen hängten Frauen die Wäsche auf, aus einer Schmiede tönte der helle Klang eines Hammers. Wir hörten auch das schrille Singen der Kreissäge aus einer Schreinerei. Irgendwo kläfften Hunde, Katzen streunten um unsere Füße. In einem Gipsladen hämmerte der Besitzer an einer lebensgroßen Figur herum, und gegenüber stand ein Messerschleifer, der die Werkzeuge seiner Kunden wetzte.

Was der Campo bot, war einfach unwahrscheinlich. Überraschend, interessant, genial, er steckte voller Leben und war kaum zu beschreiben.

Das alles hatten Suko und ich schon mitbekommen, als wir die schmalen Gassen um den Campo durchwanderten. Wir hatten von der Atmosphäre eingesaugt, was einzusaugen war. Wir hatten uns treiben lassen im Gedränge oder waren allein in schmale Einfahrten gehuscht, um in die Innenhöfe schauen zu können.

Ein Wolf war uns nicht über den Weg gelaufen. Sie schienen sich verzogen zu haben.

Auch die Einheimischen dachten wohl nicht mehr daran. Jedenfalls war von einer Furcht nichts zu spüren. Lautstark führten sie ihre Unterhaltungen, man stritt sich, man schimpfte, man vertrug sich wieder, handelte und kaufte.

Beide wunderten wir uns, daß trotzdem noch Fahrzeuge durch die schmalen Straßen fuhren, ohne mit der Karosserie an den Hauswänden zu kratzen oder über hohe, vorstehende Treppenstufen zu rollen.

Wer hier lebte, kannte sich aus und hielt sich an die Regeln. Touristen sahen wir keine, jedenfalls fielen uns keine auf. So waren wir wohl die einzigen.

Den Campo selbst, wo der Markt stattfand, hatten wir bisher noch nicht gesehen, nur gehört. Suko machte den Vorschlag, uns dort einmal umzusehen.

Ich blieb stehen und lehnte mich gegen eine warme Hauswand.

Es war nicht sommerlich heiß, soviel Kraft hatte die Sonne noch nicht, aber ihre Strahlen schafften es bereits, uns den Schweiß auf die Stirn zu zaubern. In den Gassen stand die Luft, da wehte kein kühler Windzug durch.

»Glaubst du, daß wir die Wölfe auf dem Markt finden werden?«

»Eigentlich nicht. Aber ich möchte mir nachher keine Vorwürfe machen, etwas ausgelassen zu haben.«

»Stimmt.« Irgendwo wurde Fleisch gegrillt, ich bekam direkt Appetit.

»Schlaf nicht ein!« sagte Suko und stieß mich an.

»Mir fehlt noch von der letzten Nacht der Schlaf. Eine Zelle ist kein Vergnügen.«

Wir brauchen nur durch die Gasse zu gehen, um den Markt zu erreichen. Und der öffnete sich plötzlich vor uns. Es war für mich eine neue, irgendwie fremde Welt. Wir waren es gewohnt, durch die Gassen zu gehen und eingekerkert von Hauswänden zu sein.

Der Markt aber bot ein Gefühl von Weite, trotz der zahlreichen Stände, Karren und bunten Schirme, die Mensch und Ware vor den Strahlen der Sonne schützen sollten.

Gemüse, Wurstwaren, Nudeln, Fisch, Trödel, Kleider – es gab nichts, was es nicht gab. Neben mir schnatterten Enten in ihren Käfigen. Sie standen zusammen mit fetten Kaninchen.

Der Verkäufer hockte auf einer Kiste und rauchte. Um seinen Kopf hatte er ein rotes Tuch gebunden. Er glich einem korsischen Seeräuber.

Auch hier ließen wir uns treiben. Der Geruch von gerösteten Mandeln wehte uns entgegen. Ein junger Mann hinter einem schwarzen Eisengrill pries sie als die besten Mandeln der Welt an.

Überhaupt versuchte jeder Verkäufer den anderen zu überschreien. Der eine hatte das beste Fleisch, der andere das beste Gemüse, und so etwas konnten sich der Fisch- und Wursthändler nicht bieten lassen. Auch sie priesen ihre Waren dementsprechend an.

Alles war frisch. Die Tomaten glänzten wie angestrichen.

Kinderhände mit Probierwürfeln reckten sich uns entgegen. Die

Tomaten waren fleischig, sie schmeckten sogar ohne Salz. Wer hier Waren kaufte, war nicht betrogen.

Männer und Frauen schwitzten um die Wette, handelten mit den Verkäufern, und Kinder tobten um ihre Eltern oder Großeltern herum. La Mamma hatte hier das Sagen. Ich sah die irresten Typen und mußte an Commissario Savinis Worte denken.

Jeder Römer ist ein Individualist!

Hier wurde es mir bestätigt.

Nur die Wölfe entdeckten wir nicht. Zwar unzählige Hunde, aber sie waren nicht mit den von uns Gesuchten zu vergleichen. Zumeist Bastarde, die von den Abfällen lebten oder sich mit Katzen balgten, die ebenfalls stehlen wollten.

Wir hatten es nicht eilig. Im Gegensatz zu den anderen Besuchern waren wir nicht erschienen, um zu kaufen. Suko und ich beobachteten nur. Die dunklen Brillen verbargen unsere Augen.

Wenn es die Sicht erlaubte, blickten wir hoch zu den Dächern.

Hier war fast jedes Haus in einem anderen Stil errichtet worden.

Zweimal durchwanderten wir den Markt, ohne eine Spur der Bestien entdeckt zu haben.

»Pause?« fragte ich.

»Wo?«

Ich deutete auf eine Bar. Es war kein Nachtclub oder ein ähnliches Etablissement, sondern eine normale Kneipe, in der man seinen Kaffee, seinen Wein oder Grappa nehmen konnte.

»Einverstanden.«

Im Innern war es ziemlich dunkel und auch kühl. Das tat gut nach der Wärme draußen. Es war nicht viel los, der große Ansturm würde gegen Mittag beginnen. Wir brauchten auch keine Getränke-Gutscheine zu lösen, wie es oft in den Bars in Rom üblich ist, suchten uns einen Platz an der Theke und bestellten Kaffee. Ich nahm noch einen Grappa dazu, der meine Lebensgeister wieder aufmöbeln sollte.

Suko deutete auf das dicke Glas. »Haut der dich nicht vom Hocker?«

»Einer nicht.«

Wir hatten uns so hingestellt, daß wir durch die offene Tür auf den Campo blicken konnten. Der Eingang lag im Sonnenlicht. Der sich dahinter abzeichnende Markt hatte durch den Lichteinfall einen anderen Glanz bekommen. Er wirkte verschwommen, verwaschen, ein Pastellbild, einem Gemälde ähnlich.

In der dunkelsten Ecke des Lokals flipperte jemand mit einer wahren Hingabe. Das Rollen der Kugel begleitete er mit seinen Kommentaren. Auf dem Kopf trug der Mann eine Mütze aus rotgelbem Stoff, den Farben des Fußball-Vereins AS Rom.

Ein ganz normaler Vormittag. Stunden, die man eigentlich genießen konnte, nur wollte uns dies nicht so recht gelingen. Beide spürten wir

den Druck, ohne allerdings darüber zu diskutieren.

Von der anderen Seite der Theke schob sich jemand näher, als wir unseren Kaffee erhielten. Es war ein knochig wirkender Mann mit grauen Haaren. In seinem Mundwinkel klebte eine Zigarette. Er roch nach Knoblauch und nickte uns zu.

»Ich kenne dich«, sagte er zu mir.

»Ach ja? Und woher?«

»Ich habe dich mit einem Wolf gesehen.«

Der Mann hatte so laut gesprochen, daß auch der Wirt aufmerksam wurde.

»Wann denn?« fragte ich.

»Heute morgen. Ich kam zum Campo. Ich glaube, du warst sogar auf einem Dach.«

»Das kann nicht sein.«

»Doch, ich irre mich nicht.« Er spie die Kippe zielsicher in einen leeren Ascher. »Du warst es. Und du hast auch mit diesen verfluchten Wölfen zu tun.«

»Hör auf, Pietro«, mischte sich der Wirt ein, um dann zur Tür zu schauen, weil ein neuer Gast das Lokal betrat. Es war ein Bekannter von mir: Gibli, der Carabiniere.

Für einen Moment stutzte er, dann kam er näher und nickte mir zu. »Ach, Sie hier?«

Er stellte sich neben mich und musterte Suko. »Sie kennen sich?« fragte er.

Ich bejahte.

»Sie sind aber auch fremd hier!« bemerkte Gibli. Unaufgefordert stellte der Wirt ihm einen Grappa hin. »Komisch«, meinte er und zeichnete mit der Zeigefingerspitze Ringe auf den Tresen. »Ein bißchen viel Fremde auf einmal. Und dann finden sie sich noch.«

»Das kann passieren«, sagte ich.

»Klar, wenn nur nicht die Wölfe wären.«

»Was soll das denn heißen?«

Gibli hob sein Glas an und leerte es zur Hälfte, während ich Kaffee schlürfte. »Ist doch ganz einfach, Signor. Ich werde das Gefühl nicht los, daß Sie etwas mit dem Auftauchen dieser Bestien zu tun haben.«

Ich lachte ihn an. »Sagen Sie nur noch, daß ich es gewesen bin, der die Tiere hergelockt hat.«

»Möglich ist alles.«

»Stimmt, aber diesmal irren Sie sich. Ich habe nichts damit zu tun. Ich lebe bei der Witwe Marcella und damit basta.«

»Sie weiß auch viel. Mehr, als sie oft zugeben will«, meinte er und trank das Glas leer. »Ich werde sie jedenfalls im Auge behalten. Das nur als Warnung.«

»Bitte, Signor, es macht uns nichts aus.«

Er zahlte nicht, drehte sich um und ging zur Tür. Durch das offene Rechteck hörten wir den Schrei zahlreicher Stimmen.

Gibli blieb stehen.

Suko und ich fuhren herum, sahen, wie der Polizist zusammenzuckte und sich zur Seite werfen wollte, denn durch die offenen Türen huschten zwei lange Schatten.

Wölfe!

Sie waren verflucht schnell. Gibli schaffte nicht mehr, auszuweichen. Die grauen Körper wuchteten gegen ihn, schleuderten ihn zurück und auf einen Tisch zu, über den er rücklings fiel, wobei er mit dem rechten Fuß noch einen Stuhl umriß.

Sie bissen zu, als ich bereits schoß.

Von der Theke her und mit dem Rücken am Handlauf lehnend.

Ich erwischte einen Wolf, konnte aber nicht erkennen, ob er bereits zugebissen hatte oder nicht.

Die zweite Bestie rutschte noch über den Boden, riß zwei Stühle um und sprang in Richtung Theke.

Sukos hämmernder Rundschlag erwischte ihn voll. Ich sah den grauen Körper zur Seite fliegen, dann war ich bei Gibli und dem Tier, das ich erwischt hatte.

Es war nicht tot, und seine Zähne hatten Giblis Uniform an der Brust, dicht unter dem Hals, zerfetzen können. Aus der Wunde pumpte das Blut. Gibli lag auf dem Rücken, er stöhnte, würde es aber sicherlich überleben.

Meine Kugel steckte in der rechten Flanke des Wolfs. Er hatte Mühe, sich zu bewegen. Springen konnte er nicht mehr. Er versuchte es zwar, knickte aber mit dem rechten Lauf weg.

Ich vernahm hinter mir ein Klatschen und sah Suko, der mit seiner Dämonenpeitsche zugeschlagen hatte. Hätten wir es mit einem Werwolf zu tun gehabt, wäre er sicherlich vergangen, so aber tat ihm die Peitsche nichts. Die Schläge schmerzten zwar, sie brachten ihn jedoch nicht um.

Der angeschossene Wolf griff mich wieder an. Sein Knurren hörte sich schlimm an. Er wollte mir die Zähne in die rechte Wade schlagen, ich drehte mich zur Seite und feuerte.

Diesmal traf ich ihn tödlich. Der schwere graue Körper kippte zur Seite.

Und auch Suko erledigte seinen vierbeinigen Gegner mit einer Kugel. Die beiden richteten keinen Schaden mehr an. Gibli lag zwischen ihnen. Trotz seiner Verletzung hatte er sich erhoben und hingesetzt. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, der Wirt telefonierte. Er hatte den Überblick behalten. Die beiden anderen Gäste hatten sich gegen die Wand gedrückt. Sie starrten Suko und mich fassungslos an.

Ich wischte mir über die Stirn. Mein Herz hämmerte, den ersten

Schock hatte ich überwunden.
Waren es nur zwei Wölfe?
Draußen auf dem Campo wollte das Geschrei nicht aufhören. Ich rechnete damit, daß sich noch andere Bestien gezeigt hatten.
Ich winkte Suko zu. »Wir müssen raus!«
Der Wirt protestierte lautstark und mit hochrotem Gesicht. »Ihr könnt doch jetzt nicht verschwinden, verdammt! Ihr seid Zeugen!«
Er griff unter die Theke, holte ein langes Messer hervor und rannte um seinen Arbeitsplatz herum.
Der Mann war von Sinnen, nicht mehr zurechnungsfähig. Er wollte uns doch tatsächlich niederstechen.
Suko stellte ihm ein Bein. Der Wirt fiel nach vorn, genau in meinen Schlag, der ihn auf die Bretter schickte. Ich entwand ihm das Messer und trat die Klinge ab. Sie war ziemlich dünn. Stöhnend lag der Knabe auf dem Boden und rieb seinen Hals.
»Rufen Sie einen Arzt für Gibli an!« zischte ich ihm zu, stemmte ihn hoch und warf ihn gegen die Theke.
»Si, auch die Bullen?«
»Mir egal.«
Ich ließ ihn stehen und folgte Suko, der das Lokal bereits verlassen hatte. Er war nicht weit vorgelaufen, nur wenige Schritte.
Auf dem Campo hatte sich einiges verändert.
Auch ich staunte. Der Platz vor der Kneipe war leer. Die Händler hatten ihre Stände verlassen und sich zurückgezogen. Aus sicherer Entfernung beobachteten sie die leeren Stände, wo Gemüsekörbe und auch Obstkisten umgefallen waren, als hätte ein Tornado zwischen ihnen gewirbelt. Dabei waren es nur die Wölfe gewesen.
Zwei oder mehr?
»Siehst du noch welche?« fragte mich Suko.
»Nein.«
»Sie sind aber noch da«, flüsterte der Chinese, »so etwas spüre ich. Trennen wir uns?«
»Okay, wir locken sie.«
Suko ging nach links, ich schlug einen Bogen nach rechts und betrat den Markt. Aus einiger Entfernung winkten mir zwei Männer zu. Ihre Bewegungen forderten mich auf, nicht weiterzugehen. Ich ignorierte die Warnungen. Rechts von mir befand sich ein großer Gemüsestand. Die beiden Wölfe waren über die Körbe, Kisten und Schalen hinweggesprungen. In auf dem Boden liegenden und zerquetschten Tomaten hatten ihre Pfoten Abdrücke hinterlassen. Die Hälfte des Standes war umgekippt. Das Brett, auf dem die Waren dekoriert waren, stand hochkant.
Und es bewegte sich.
Der Wind war nicht so stark, als daß er diese Schwankungen hätte

verursachen können. Ich warf noch einen schnellen Blick über die Schulter, um zu schauen, wo sich Suko befand.

Er verschwand in einer schmalen, leeren Gasse, aber vor mir und über der Kante erschien die Schnauze.

Ich riß den Arm mit der Waffe sofort hoch, ließ ihn jedoch im nächsten Augenblick wieder sinken.

Der Wolf hatte etwas bei sich. Es klemmte zwischen seinen Zähnen. Ein blauer Stoffetzen mit gelben Streifen, zusammengeknüllt, halb zerrissen.

Wollte er mir etwas bringen? Mit den Pfoten kratzte er an der Außenseite des Bretts, dann öffnete sich seine Schnauze, und der Stoffetzen löste sich.

Er rutschte an der mir zugewandten Seite des Bretts nach unten und blieb vor meinen Füßen liegen, als der Wolf schon wieder verschwand. Ich verfolgte ihn nicht, bückte mich und spürte etwas eiskalt den Rücken hinabrieseln, als ich mit einer Hand den Stoffrest umklammerte und ihn hochhob.

Es war ein Kleidungsstück. Ein sommerlich leichtes T-Shirt. Nicht sehr groß, für einen Erwachsenen wie mich viel zu klein. Aber richtig für ein Kind, zum Beispiel…

Ich kannte die Kleidung meines Patenkindes nicht, aber ich konnte mir vorstellen, daß ihm dieses T-Shirt gehörte.

Daß der Wolf inzwischen die Flucht ergriff, nahm ich nicht wahr.

Ich starrte ins Leere und spürte das kalte, würgende Gefühl der Angst…

***

Ab jetzt hatte es keinen Sinn mehr, wenn ich mich tarnte. Wer immer auf der anderen Seite stand und die Wölfe führte, wußte genau, daß ich mich in Rom befand.

Ich war wieder zurück in das Lokal gegangen und hatte mit Commissario Savini telefoniert. Der Kollege versprach, so rasch wie möglich zu erscheinen.

Suko stand wieder neben mir. Er hatte den dritten Wolf nicht aufhalten können. Von den Kunden und Verkäufern hatte niemand das Tier verfolgt.

Einige von ihnen waren ebenfalls in das Lokal gekommen. Sie standen wie wir an der Theke, hielten zu uns jedoch einen respektablen Abstand. Wir waren ihnen nicht geheuer.

Ich hatte das T-Shirt mitgenommen, es Suko gezeigt, der den gleichen Verdacht hegte wie ich.

»Das kann nur von Johnny stammen.«

»Wir werden seine Eltern fragen.«

Der Wirt schob uns zwei Gläser mit Grappa zu. Er lächelte dabei

verlegen, sah mein Nicken und bediente die anderen Gäste. Er gab auf Kosten des Hauses einen aus.

Jemand schrie »Salute!« Die anderen stimmten ein. Auf den Schreck kippten sie ihre Grappe weg. Ich nippte nur.

»Wenn wir mit Bill und Sheila sprechen, John, müssen wir sehr behutsam vorgehen. Sie stehen voll unter Streß. Es macht sie einfach verrückt, nicht zu wissen, was mit ihrem Sohn passiert ist.«

»Ich rechne damit, daß er noch lebt.«

»Wegen des T-Shirts?«

»Ja, sonst hätte man es uns nicht gebracht. Das ist eine Botschaft gewesen.«

»Weshalb hat man die nicht seinen Eltern überbracht?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht wollte man uns zeigen, daß auch wir erkannt worden sind.«

»Weiß ich nicht, John.« Suko schaute auf die Uhr. »Hoffentlich kommt Savini bald.«

»Er hat es mir versprochen.«

Zunächst einmal erschienen die Carabinieri. Ich sah plötzlich nur noch Uniformen und hatte den Eindruck, daß die Polizisten in Kompaniestärke angerückt waren.

Die Gäste dachten wohl, sie wären auf einem Jahrmarkt. Das große Geschrei begann, jeder wollte etwas erklären, alle sprachen durcheinander, und man einigte sich schließlich, daß wir es waren, die verhaftet werden mußten.

Suko und ich protestierten vergeblich. Die Polizisten hörten mehr auf ihre Landsleute. Man drängte uns gegen die Theke, und es dauerte nicht lange, da waren wir unsere Schießeisen los. Handschellen banden die Gelenke zusammen, ein finster aussehender Bursche baute sich vor uns als Bewacher auf.

Ich sprach ihn an, redete von Commissario Savini, an den er sich wenden sollte, doch er schüttelte den Kopf. Die meisten Beamten durchsuchten den Markt. Sie würden keine Wölfe mehr finden, davon war ich überzeugt. Aber ich sagte es ihnen nicht.

Daß man uns abführen würde, war mir klar. Ich hoffte nur, daß Savini vorher eintreffen würde.

Der Wirt trank seinen eigenen Grappa. Einige Male prostete er uns lächelnd zu.

Zwei Carabinieri kehrten zurück. Sie erklärten, daß sie nichts gesehen hatten. Keine Wölfe, nicht einmal Katzen.

Das Hupen schallte durch die offene Tür. Ein Wagen war auf dem Campo eingetroffen. Es sprach sich blitzschnell herum, wer der Fahrer war. Ich hörte einige Male den Namen Savini. Bei den Uniformierten mußte der Commissario gefürchtet sein, denn einige von ihnen hielten den Mund. Andere nahmen Haltung an.

Savini stürmte in das Lokal. Er riß die Sonnenbrille ab, schaute sich um und sah uns an der Theke stehen. Er wandte sich sofort an unseren Bewacher. Ziemlich heftig schnauzte er ihn an. Wir wurden von den Handschellen befreit.

Ich rieb meine Gelenke. »Das wurde auch Zeit, Kollege.«

»Warum hat man Sie…?«

»Vielleicht hielt man uns für Wölfe«, erwiderte ich grinsend.

»Unsinn.«

»Aber sie haben etwas damit zu tun, Commissario«, sagte einer der Beamten. »Wir sind sicher…«

»Nein!« schrie Savini. »Die beiden Männer gehören zu mir. Ich werde Sie mitnehmen.« Er wandte sich an uns. »Oder haben Sie hier noch etwas zu erledigen?«

»Nichts mehr.«

»Dann kommen Sie.«

Draußen machte sich Suko mit dem italienischen Kollegen bekannt. »Ja, ich habe schon von Ihnen gehört, Ispettore. Freut mich. Aber was haben Sie jetzt vor? Die Wölfe sind verschwunden oder erschossen worden. Sie haben das Nachsehen.«

Ich dachte an das T-Shirt. »Wir möchten ins Hassler.«

»Bene, ich fahre Sie hin.«

Savinis Lancia war umringt von Neugierigen. Sie preßten sich fast ihre Nasen platt, als wir anfahren wollten. Der Commissario hupte sich den Weg frei. Nur zögernd traten die Zuschauer zur Seite. Die Autoreifen wühlten sich durch auf dem Boden liegendes Obst und Gemüse. Einige Verkäufer waren schon dabei, ihre Stände wieder aufzubauen. Sie würden den Rest der Zeit noch nutzen.

»Was ist denn nun genau passiert?« wollte Savini wissen.

Suko und ich wechselten uns bei den Erklärungen ab. Savini hörte zu und schüttelte mehr als einmal den Kopf. »Das ist einfach so unglaublich, daß ich es kaum fassen kann. Aber ich habe keinen Grund, Ihnen nicht zu glauben.«

»Es gibt auch genügend Zeugen.«

Im Hassler fielen wir in unserem Aufzug auf. Besonders ich, denn meine Kleidung erinnerte an die Klamotten eines Penners.

Man machte keinen Aufstand, im Hassler lief alles sehr vornehm und gediegen ab. Man kreiste uns fast lautlos ein. Das Lächeln blieb auf den Gesichtern der Angestellten, war aber um eine Spur zu kalt, um freundlich zu sein.

Savini übernahm das Wort. »Sie können sich vorstellen, daß wir kein Zimmer wollen«, sagte er und zeigte gleichzeitig seinen Ausweis, was bei den Verantwortlichen Erschrecken hervorrief.

Man holte den Chefportier, der die Frage nach einem Skandal auf der Zunge hatte.

»Kein Skandal. Wir sind hier, um das Ehepaar Conolly zu sprechen.«

»Ich werde sehen, Signor, ob sich die Herrschaften im Hotel befinden.«

»Die sind bestimmt da«, sagte ich, schob mich vor und ging auf die Rezeption zu, wo ich mir einen Hörer schnappte. Ich war das Getue einfach leid. »Welche Nummer muß ich wählen?«

Man sagte es mir.

Bill meldete sich. Seine Stimme klang brüchig, als wäre er unwahrscheinlich müde und deprimiert. Das stimmte sicherlich.

»Ich bin's, Bill, und möchte…«

»John, verdammt! Wo steckst du? Wir haben auf dich gewartet. Wir müssen mit dir reden.«

»Suko und ich sind hier im Hotel.«

»Sollen wir…?«

»Nein, wir kommen zu euch hoch.«

»Gut.«

Man teilte uns die Zimmernummer mit. Der Lift brachte uns in den vierten Stock. Bill erwartete uns schon auf dem Gang. Er sah aus wie ein alter Mann. Die Sorge um seinen Sohn hatte ihn gezeichnet. Ich stellte ihm Savini vor, und zu viert betraten wir das Zimmer, wo Sheila auf uns wartete. Sie hatte ihre Blässe im Gesicht durch etwas Rouge überdeckt, das den schmerzlichen Zug um die Lippen allerdings nicht verdecken konnte. Stumm umarmte sie mich.

Suko schloß als letzter die Tür. Das leise Zuschnappen fiel bereits in Bills Bericht. Er erklärte uns, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte und daß sie angerufen worden waren.

»Von wem?« fragte ich.

»Keine Ahnung. Die Stimme war verstellt.«

»Klang sie zischend?«

»Ja.«

»Dann haben wir mit derselben Person gesprochen.«

Die nächsten Worte des Reporters waren für uns die große Überraschung. Daß wir uns auf dem Petersplatz mit unseren Gegnern treffen sollten, damit hätte ich nicht gerechnet.

»Dort wird der Unbekannte sich zeigen«, sagte der Reporter.

»Hoffentlich mit Johnny«, fügte Sheila hinzu. Sie hockte auf einer Sesselkante und starrte ins Leere. »John, sei ehrlich. Glaubst du daran, daß er noch lebt?«

»Ja!«

Sheila blickte hoch. Auch Bill sah mich überrascht an. »Wie kommst du darauf?«

Ich hatte das T-Shirt bisher noch nicht hervorgeholt. Es steckte noch in meiner Tasche. Jetzt zerrte ich es ins Freie und hielt es in die Höhe, wobei es sich auseinanderfaltete.

Keiner von uns sprach. Sheila stand langsam auf. Sie deutete auf das dünne Hemd. »Woher… woher hast du das, John?«

»Gehört es Johnny?«

»Ja, das ist seins.«

»Ein Wolf, den wir auf dem Campo trafen, hielt es in der Schnauze.«

»O Gott!« Sheila schlug die Hände vor ihr Gesicht. »Das… das darf nicht wahr sein.«

Bill ging zu seiner Frau und stützte sie.

»Ruhig, Sheila, laß John weiter erklären.«

Sie schüttelte nur den Kopf. Wir hörten ihr leises Weinen. Verdammt, das ging mir durch und durch. Auch ich hing an Johnny, er war mein Patenkind, und es fiel mir schwer, die Dinge nüchtern zu sehen. Aber das mußte ich einfach.

»Sheila und Bill«, sagte ich. »Dieser Wolf hat das T-Shirt nicht ohne Grund mitgebracht. Er wollte damit etwas andeuten oder aussagen. Für mich steht fest, daß Johnny noch lebt. Sonst hätte man uns das Hemd nie zugespielt.«

»Warum ihr und nicht wir?« fragte Bill. »Wir sind schließlich seine Eltern.«

»Ich kann mir nur vorstellen, daß die andere Seite uns warnen wollte. Wir sollen wissen, daß sie informiert ist.«

»Das ist möglich. Und jetzt?«

»Deshalb sind wir gekommen, um mit euch zu reden, Bill. Wir wollen nichts falsch machen.«

Savini hatte bisher nur zugehört. Jetzt meldete er sich. »Wir könnten natürlich das Gelände um den Petersplatz absperren lassen«, schlug er vor. »Ich werde eine Hundertschaft Polizei in Alarmbereitschaft versetzen und dafür sorgen…«

»Nein!« schrie der Reporter. »Wollen Sie das Kind töten?«

Bill hatte so laut gesprochen, daß Savini erschreckt einen Schritt zurücktrat. »Wie gesagt, es war nur ein Vorschlag. Wenn Sie einen besseren haben, bitte sehr.«

»Ja, den habe ich.« Bill nickte Suko und mir zu. »Ich bin dafür, daß wir auf ihre Forderungen eingehen. Das heißt, meine Frau und ich werden um Mitternacht hinfahren und warten, was geschieht.«

»Daß Sie sich in Lebensgefahr begeben, ist Ihnen klar?« fragte der Commissario.

»Ja.«

»Wie sieht es denn um Mitternacht dort aus?« wollte ich wissen.

»Der Petersplatz ist tagsüber voll, und in der Nacht…«

»Da herrscht kaum Betrieb.«

»Kaum, sagten Sie?«

»Hin und wieder ein paar Leute, das ist alles. Sie werden bestimmt keine Schwierigkeiten machen, wenn die Wölfe auftauchen. Die haben

mehr Angst als Vaterlandsliebe.«

»Und werden dann die Polizei alarmieren.«

Savini winkte ab. »Wenn Sie nicht wollen, daß wir eingreifen, dann bleibt es dabei. Ich werde meinen gesamten Einfluß geltend machen, damit so etwas nicht geschieht. Zufrieden?«

»Wie könnte ich das? Wir sind erst zufrieden, wenn wir unseren Sohn wieder in den Armen halten.«

»Aber wir sind da, Bill«, sagte Suko.

Es sah so aus, als wollte unser Freund widersprechen, dann hob er die Schultern.

»Und wir werden auch Nadine mitbringen«, fügte ich noch hinzu. »Sie hat Johnny schon öfter gerettet.«

Bill Conolly lächelte schief. Er wußte nicht mehr, was er noch sagen sollte.

Sheila schaute uns bittend an. »Seid vorsichtig, ja? Tut alles, um zu vermeiden, daß Johnny stirbt.«

»Sicher.«

Suko wollte noch wissen, ob die Conollys genaue Angaben darüber hatten, wo sie sich aufzuhalten hatten.

»Nein«, sagte Bill, »man sagte uns, daß wir auf dem Petersplatz zu warten hätten. Aber ich habe das Gefühl, daß es erst der Anfang ist. Man will uns zeigen, wer demnächst herrscht. Die Macht der Wölfe soll gestärkt werden. Wahrscheinlich wird unser Tod den Anfang bilden. Es steht jemand dahinter…«

»Sag mal, Bill, die Stimme, die so zischelnd sprach. Hast du sie erkannt?«

»Nein, John. Ich zerbrach mir den Kopf, aber mir ist nichts eingefallen.«

»Tatsächlich nicht?«

»Der Anrufer muß uns kennen und wir ihn möglicherweise auch«, setzte Suko nach.

»Ich dachte schon an Lupina«, sagte Bill leise. »Aber sie existiert ja nicht mehr.«

»Richtig, die Allianz ist gesprengt, bevor sie noch richtig entstehen konnte.« Suko drehte sich mir zu. »Hast du einen Verdacht, John?«

»Nein.«

»Es muß jedenfalls ein Riesentier sein«, flüsterte Bill. »Wir haben es gesehen, als man Johnny entführte. Sheila und ich hatten den Eindruck, als würde es wachsen.«

»Der Gedanke ist zwar fantastisch«, sagte ich. »Aber könnte möglicherweise eine alte römische Legende wahr geworden sein? Ich denke da an Romulus und Remus.«

Meine Freunde staunten mich an. Auch der Commissario bekam den Mund nicht zu. »Nein«, sagte er, »das ist Spekulation, Signor Sinclair.

Reine Spekulation. Fantasy, mehr nicht. Alles zu unwahrscheinlich, viel zu unwahrscheinlich.« Er schüttelte den Kopf und lachte.

Wir nicht, doch Spekulationen hatten einfach keinen Sinn.

»Okay«, sagte ich abschließend und nickte. »Es bleibt dabei, daß wir uns spätestens um Mitternacht sehen. Macht's gut.« Suko und ich verabschiedeten uns von Sheila, Bill wollte uns noch bis auf den Gang bringen.

»Sie ist völlig fertig«, erklärte er. »Wir haben beide gelitten. Die Zeit bis Mitternacht wird sich lange hinziehen und…«

»Okay. Bill, wir versuchen alles.«

»Ich weiß. John.«

Er ging zurück zu seiner Frau, begleitet von unseren Blicken. Savini wischte über seine Stirn. »In der Haut Ihrer Freunde möchte ich nicht stecken«, flüsterte er. »Was müssen die beiden alles hinter sich haben. Und dann noch dieses Treffen. Sollen wir nicht doch den gesamten Platz abriegeln?«

»Nein, Kollege.«

»Ich werde im Hintergrund dabei sein und mir die Sache ansehen.«

»Das können wir Ihnen nicht verbieten, Commissario.«

»Dann kann ich nur hoffen, daß alles gutgeht.«

Diese Hoffnung hatten Suko und ich auch. Ob sie sich allerdings erfüllen würde, stand in den Sternen…

***

Auf einer Länge von etwas mehr als 500 Metern führte von der Piazza Pia, wo die berühmte Engelsburg steht, die Via della Conciliazione direkt auf die Piazza San Pietro, den Petersplatz, dessen Rückseite von den gewaltigen Gebäuden des Petersdoms beherrscht wird, dessen Kuppeldach alles andere überragte.

Ein Bauwerk, das Geschichte gemacht hatte. Errichtet zu Ehren des Apostels Petrus, dessen Gebeine unter der Kirche liegen sollten.

Millionen Besucher hatten schon auf dem Petersplatz gestanden und sich von der Umgebung faszinieren lassen. Sie hatten den Segen des Papstes erhalten und seinen Predigten zugehört oder dem Klang der mächtigen Osterglocken gelauscht.

Das alles war bekannt. Aber es gab auch Stunden, wo der Platz wie leergefegt wirkte.

Da gehörte Rom den Römern, und sie hatten kein Interesse, in der Nacht diese historische Stätte zu besuchen. Sie suchten ihr Vergnügen woanders. In den Gassen, den Straßen, den Lokalen, wo man draußen saß und speiste, um dann anschließend das nächste Abenteuer zu suchen.

Einen offiziellen Parkplatz gab es dort nicht in der Nähe.

Dennoch fuhren Bill und Sheila mit einem Leih-Fiat über die

schnurgerade Straße ihrem Ziel entgegen.
Sie sprachen nicht mehr miteinander. Es war eigentlich alles gesagt worden, aber sie dachten beide nur an ihren Sohn!
Die Via della Conciliazione war so gut wie leer. Der Blick war auch in der Dunkelheit phantastisch, weil die Kuppel des Petersdoms angestrahlt wurde und wie eine goldene Lichtglocke die dunkelblaue Finsternis erhellte.
Über Rom wölbte sich der Himmel im Glanz der Sterne. Ein wunderschöner Tag lag hinter der Stadt. Für viele ging es jetzt weiter. Die Restaurants schlossen erst um Mitternacht. Danach begann die Zeit der zahlreichen Eisdielen, wo man sich traf, feierte, tanzte und das Leben in vollen Zügen genoß.
Das alles interessierte die Conollys nicht. Bill fuhr den Wagen.
Sein Gesicht erinnerte dabei an eine Maske. Er spürte das Brennen in seinen Augen und hatte Mühe, sich zu konzentrieren. Manchmal zuckten seine Lippen, dann wiederum schluckte er einen Kloß runter oder warf einen Blick auf Sheila, die wie eine Puppe regungslos auf dem Beifahrersitz hockte.
Die Straße öffnete sich zur Piazza San Pietro hin. Ein sehr breites Oval, eingefaßt von Rundmauern, dann wieder zur Gerade werdend, die vor dem Petersdom endete.
Die Dimensionen waren gewaltig. Hier hatten Tausende von Menschen Platz, doch in dieser Nacht wirkte der Platz ausgestorben und einsam. Selbst die Tauben hatten sich zurückgezogen.
Bill und Sheila waren nicht die einzigen. Sie sahen die Gestalten einiger Pärchen im Licht der Scheinwerfer. Wahrscheinlich Ausländer, die den Petersplatz bei Nacht erleben wollten.
»Wo willst du parken?« fragte Sheila mit kaum verständlicher Stimme.
»Platz ist ja genug.« Bill lenkte den Wagen nach links, bis dicht an den Rand.
Soeben fuhr ein alter VW-Käfer weg. Das laute Geräusch seines Motors zerriß die beinahe andächtige Stille.
Die Conollys stiegen aus. Es war kühler geworden. Ein als angenehm empfundener Wind strich über die freie Fläche und wehte in ihre Gesichter. Bill schloß den Wagen ab.
Sheila war zur Seite getreten. Sie hielt die Arme vor der Brust verschränkt und starrte über den leeren Platz. Einige Laternen warfen ihre bläulichweiß schimmernden Lichtglocken gegen den Boden und wurden von der Dunkelheit verschluckt. Die Schatten herrschten vor.
Bill schaute auf seine Uhr. »Wir haben noch eine knappe Viertelstunde Zeit.«
Sheila nickte. »Ob sie schon da sind?«
»Wen meinst du?«

»Johnny, die Entführer, aber auch John und Suko.«

»Ich habe keinen gesehen.« Er nahm ihre Hand. »Wir werden es schaffen, Sheila, glaub mir.«

Sie nickte.

Ihre Haut war kalt. Schweiß lag auf der Handfläche. Auch Bill zitterte innerlich. Er hatte Mühe, sich zu beherrschen, und hätte seine Not am liebsten herausgeschrien.

So aber rissen sich beide zusammen und sprachen nur sehr leise, denn sie hatten das Gefühl, als würden ihre Stimmen über den gesamten Platz schallen, wenn sie in normaler Lautstärke redeten.

»Willst du hier stehenbleiben?«

»Nein, Bill. Laß uns bis zur Mitte gehen.«

Hand in Hand setzten sich die Conollys in Bewegung. Sie waren nicht allein. Andere Pärchen kamen ihnen entgegen oder gingen an ihnen vorbei. Manche standen auch nur da und starrten hoch zur erleuchteten Kuppel der Peterskirche.

Das hier war eine Welt für sich. Über dem Platz lag eine gewisse Ehrfurcht. Man traute sich nicht, laut zu reden. Wenn jemand sprach, zumeist nur flüsternd.

Ungefähr in der Mitte blieben die Conollys stehen. Wieder warf Bill einen Blick zur Uhr. »Jetzt haben wir Mitternacht«, sagte er.

Sheila nickte nur. Sie hielt die Lippen fest zusammengekniffen und atmete nur durch die Nase. Über ihren Rücken rann ein Schauer. Nicht weit von ihnen entfernt verschwanden drei junge Leute im Dunkel der Nacht. Sie wollten noch etwas unternehmen, wie die Conollys zufällig hörten.

Sie blieben stehen.

Im Hintergrund fuhren Wagen ab. Der Platz leerte sich, als hätte jemand ein geheimes Kommando gegeben. Der neue Tag war angebrochen, der alte vorbei.

Für viele hieß dies, ihn richtig anzugehen, sie wollten ihn feiern, da war der Petersplatz nicht der richtige Ort.

Etwa eine Minute verstrich, als sie plötzlich Schritte hörten. Es war nicht genau festzustellen, aus welcher Richtung sie kamen.

Sheila und Bill schauten sich an. Ein jeder sah das Einverständnis in den Augen des anderen. Sie verstanden sich ohne Erklärungen und wußten, daß der Unbekannte jetzt kam.

Beide vernahmen die Schritte schräg hinter sich. Sheilas Händedruck verstärkte sich. Bill hörte das scharfe Atmen seiner Frau.

Beide wagten nicht, sich umzudrehen.

Die Schritte verstummten.

Stille kehrte ein.

Lange Sekunden vergingen, bis die Conollys ein leises Lachen hörten, und dann wieder die zischende Stimme.

»Wollt ihr euch nicht umdrehen?«
»Ja!« brachte der Reporter krächzend hervor. Er ließ seine Frau los, drehte sich, und Sheila folgte seinem Beispiel wenig später.
Beide sahen sie die Person.
Es war eine Frau.
Morgana Layton!

***

Ihr langes, braunes Haar zitterte im Wind, die Lippen waren zu einem wissenden, spöttischen und auch kalten Lächeln verzogen.
Morgana trug ein langes Kleid, eher ein Gewand aus rostroter Farbe mit dunklen Längsstreifen.
Sie hielt keine Waffe in der Hand, hatte aber auch Johnny nicht mitgebracht.
Bill und Sheila standen unbeweglich. Mit dieser Überraschung hatte niemand gerechnet. Sie standen da, staunten, hielten es vielleicht für eine Halluzination, aber das war es nicht, denn Morgana begann zu sprechen, ohne allerdings ihre Stimme zu verstellen.
»Kommt wieder zu euch«, erklärte sie. »Ich bin es tatsächlich. Morgana Layton, die Mensch-Wölfin.«
Bei diesen Worten trat ein kaltes Glitzern in ihre Augen, die einen raubtierhaften Glanz annahmen.
Bill fand als erster die Sprache wieder. Er hob in einer hilflos anmutenden Bewegung die Schultern. »Aber das… das kann nicht sein«, flüsterte er. »Du bist ein Spukbild. Du stehst doch auf der Seite der Menschen. Du hast doch die Qualen erlebt, einmal als Wölfin und dann wieder als Mensch zu leben.«
»Das ist vorbei«, antwortete sie mit einer leicht singenden Stimme. »Endgültig.«
»Ich… ich verstehe es nicht. Wieso ist es vorbei?«
»Das müßtet ihr wissen.«
»Nein, wir…«
»Lupina!« hauchte Sheila. »Lupina ist vernichtet worden. Mandragoro hat sie getötet. Bist du diejenige, die ihre Nachfolge übernommen hat, Morgana?«
»Ja, ich bin es.«
»Wie ist das möglich?«
Die Layton hob die Hand. »Keine Aufregung. Ich habe mich mit dem Götterwolf arrangiert. Er hat mich davon überzeugt, daß es besser ist, auf seiner Seite zu stehen und das Erbe der Königin der Wölfe anzunehmen. Ich werde besser sein als sie und die Allianz der Wölfe schaffen. Denkt daran, noch bevor Menschen waren, da waren schon die Wölfe. Sie sind den Menschen überlegen, sie waren ihnen einmal überlegen, und das soll wieder so werden. Ich habe von Fenris, dem

Götterwolf, den Auftrag erhalten, dies in die Wege zu leiten, und niemand wird mich daran hindern, das verspreche ich dir!«

Sheila regte sich auf. Sie mußte einfach etwas sagen. »Was hat unser Sohn Johnny damit zu tun?« schrie sie. »Was?«

»Bei ihm fangen wir an!«

»Ja, bei einem Kind!« brüllte Sheila. »Bei einem Kind, das könnt ihr, nicht wahr!«

Die Layton lachte. »Mensch und Wolf zu sein, ist etwas Besonderes. Ich bin beides. Heute Mensch – morgen Wolf. Ich stand auf der Kippe, ich hätte zu den Menschen halten können, wie ich es schon oft getan habe, was euer Freund Sinclair bestätigen kann. Aber ich habe mich für eine Seite entschieden. Fenris hat mich davon überzeugen können, meine Begabungen besser zu nutzen. Wenn diejenigen vernichtet sind, die sich uns in den Weg stellen wollen, kann die Herrschaft der Wölfe angetreten werden. Ihr steht ganz oben. Ich wußte, daß Sinclair nach Rom kommen würde, ich habe mit ihm gesprochen, aber er wird nichts ändern können. Hier auf diesem Platz, im Zentrum der Christenheit, wird sich das Schicksal des Sinclair-Teams erfüllen. Und ich werde den Anfang mit eurem Sohn machen. Danach sind seine Eltern an der Reihe, anschließend Sinclair und den Chinesen. Rom, die Heilige Stadt, wird zum Grab für euch alle werden.«

Sheila und Bill schauten sich an. »Das… das kann doch nicht wahr sein«, hauchte sie. »Das kannst du nicht machen. Ein Kind töten. So etwas ist ein Verbrechen…«

»Hat man nicht schon früher Kinder getötet? War es nicht Herodes, der keine Gnade kannte?«

»Aber die Zeiten haben sich geändert, Morgana Layton. Heute ist nicht mehr früher. Das liegt fast zweitausend Jahre zurück. Wir sind… wir sind …«

»Was seid ihr?« fragte Morgana spöttisch. »Ihr seid immer noch die gleichen geblieben. Die Menschen werden sich nie ändern, und deshalb werden wir siegen!« Sie wollte sich ausschütten vor Lachen.

Bill hatte sich in den letzten Sekunden nicht eingemischt. Er dachte an seine beiden Waffen, die er trug. Einmal eine Silberkugel-Pistole und zum anderen die Goldene Pistole. Er konnte beide nicht einsetzen, solange er nicht wußte, wo diese verfluchte Bestie Johnny versteckt hielt.

Morgana beugte sich wieder vor, ihr Lachen verstummte, und Bill stellte die Frage: »Wo befindet sich unser Sohn?«

»Wollt ihr ihn noch einmal sehen?«

»Was soll die Frage?« flüsterte Sheila. »Deshalb sind wir gekommen. Du hast uns versprochen…«

»Ja, ich werde mein Versprechen halten. Ihr bekommt euren Sohn noch zu Gesicht.«

»Wann?« fragte Bill.
»Das bestimme ich!«
Der Reporter schüttelte den Kopf. »Ich will ihn jetzt sehen. Jetzt und hier!« Er atmete keuchend ein, seine rechte Hand zuckte. Er war drauf und dran, die Beretta oder die Goldene Pistole zu ziehen, um auf Morgana zu schießen. »Du… du hast ihn nicht hier, wie? Du willst uns bluffen! Du hast uns geblufft!«
»Nein!«
»Dann zeig ihn!« schrie Bill. Seine Stimme hallte über den leeren Platz. Er stand dicht vor dem Durchdrehen. Die Angst um Johnny brachte ihn fast um den Verstand. Auf seiner Stirn waren die Adern dick hervorgetreten. Die Augen hielt er geöffnet, starrte auf Morgana Layton und sah sie längst nicht mehr so klar wie am Anfang.
»Ich hole ihn!« erklärte sie kalt lächelnd.
»Nein!« wiederholte Bill. »Nein, und nein. Ich lasse dich nicht mehr weg. Wenn du ihn holen willst, werde ich mit dir gehen. Wir gehen gemeinsam…«
»Du bist nicht in der Position, Bedingungen zu stellen!« schrie die Layton zurück. »Du willst etwas von mir, nicht umgekehrt. Ich diktiere hier. Bereitet ihr euch darauf vor zu sterben!«
Bill hatte bisher viel einstecken und sich immer wieder beherrschen müssen. In diesem Augenblick war Schluß. Da drehte er einfach durch. Ein Mann sah rot.
Als er auf Morgana Layton zusprang, hörte er noch Sheilas Schrei und den Ruf »Nicht, Bill!«, doch er störte sich nicht daran. Der Reporter hatte sich einmal entschlossen. Wie ein Irrwisch fuhr er der vor ihm stehenden Frau an die Kehle. Seine Hände wurden zu Greifzangen, die Angst um Johnny verlieh ihm gewaltige Kräfte, und er überraschte selbst die Mensch-Wölfin damit.
Bills Finger umklammerten Morgana Laytons Kehle. Er hörte noch ihren überraschten Laut, bevor der Druck seiner Hände ihn regelrecht abwürgte. Bill hatte soviel Kraft hinter seinen Angriff gelegt, daß es Morgana nicht mehr auf den Beinen hielt. Sie wurde zurückgepreßt, verlor den Halt und prallte zu Boden.
Hart schlug sie auf. Zudem spürte sie noch Bills Gewicht auf ihrem Körper, der seine Beine angewinkelt hatte, die Knie in ihren Leib preßte und sie so am Boden hielt.
»Ich werde aus dir herausbekommen, wo sich Johnny befindet!« keuchte er. »Du wirst es mir sagen! Du wirst meinen Sohn nicht töten, du verfluchte Bestie!«
Bei diesen Worten schüttelte Bill die Frau durch. Er würgte sie weiter und hob ihren Kopf an, stieß ihn wieder zurück, wiederholte dies einige Male in seiner blinden Wut.
Sheila sah das Unheil kommen. Wenn Bill so weitermachte, brachte

er sich um die letzte Chance. Sie packte ihren Mann an beiden Schultern, wollte ihn zurückreißen, aber Bill hatte sich festgeklammert.

Es war auch nicht mehr nötig, denn Morgana Layton bewies, daß sie sich wehren konnte.

Der Reporter sah es in seiner blinden Wut nicht, aber Sheila fiel es auf.

Morganas Gesicht zuckte plötzlich, allerdings nicht, weil sie gewürgt wurde. In ihr stiegen die anderen Kräfte hoch, die sie seit Urzeiten besaß.

Sie wurde zum Wolf. Es sah so aus, als würde die normale Haut auf ihrem Gesicht weggerissen, aber nicht blanke Knochen kamen zum Vorschein, auch kein Blut, auf einmal wuchs das braune Fell wie ein Gestrüpp, als wollte es die Haare verlängern.

Die Nase verschwand, eine Schnauze entstand, die Augen blieben, aber der Hals verdickte sich. An den Seiten traten breite Stränge hervor, mit einer Kraft, die schon an Stahlseile erinnerte.

Arme und Hände verschwanden. Fellbedeckte Pranken lösten sie ab. Unter dem weiten Gewand bildete sich ein neuer Körper, der mehr Kräfte besaß als ein Mensch.

Bill bekam das sehr bald zu spüren. Er hielt den Hals noch immer umklammert, spürte aber den plötzlichen Gegendruck, der stärker war als sein Würgegriff.

Bill konnte ihn nicht mehr halten.

Die Wölfin stieß ihm ein tiefes Knurren entgegen. Es war so etwas wie das Startsignal für ihren Gegenangriff. Da reichte es auch nicht, daß Bill sie durch den Druck seiner Knie an den Boden gepreßt hielt. Morgana sprengte den Griff.

Gleichzeitig schnellte ihr Oberkörper hoch. Bill sah ihn vor sich auftauchen. Morgana riß die gewaltige Schnauze weit auf, das Blinken ihres Gebisses warnte den Reporter, und er warf sich im letzten Augenblick zur Seite.

Das Maul klappte zu, doch Bill wurde nicht erwischt. Er rollte über die Steine, hörte Sheilas Schritte, sprang wieder hoch und sah, daß auch Morgana auf den Beinen stand.

Sie war zu einem echten Werwolf oder einem Wolf geworden.

Das konnte Bill nicht genau erkennen.

Wollte sie die Conollys töten?

Ihr Fauchen hüllte beide ein.

Bill zog die Goldene Pistole!

***

Das sah auch Sheila!

Hatte es noch Stunden zuvor so ausgesehen, als hätte sie die Nerven

verloren, so änderte sich dies nun. Sie konnte ihre Angst und Wut zurückhalten und so weit eindämmen, daß sie nicht die Nerven verlor. Den Kampf hatte sie verloren, Bill war nicht mehr zu bremsen gewesen, doch Morgana war letztendlich stärker.

Als Wolf stand sie vor den beiden. Da hielt Bill die Waffe in der rechten Hand. Sheila kannte ihn kaum wieder. Sein Gesicht hatte sich völlig verändert. Die Furcht um Johnny schien ihm den Verstand geraubt zu haben. Wenn er jetzt die tödliche und fressende Flüssigkeit verschoß, gab es für Morgana wohl keine Rettung mehr, aber auch nicht für Johnny.

Das mußte sie verhindern. Bevor Bill die alles vernichtende Lawine durch einen Druck seines Zeigefingers in Bewegung setzen konnte, griff Sheila ein. Sie warf sich gegen ihren Mann und hieb auf seinen rechten Unterarm. Der Schlag war so kräftig geführt worden, daß Bill aufschrie und die Waffe nicht mehr halten konnte.

Sie fiel vor seine Füße, wo Sheila sie blitzschnell wegtrat, damit sich Bill nicht noch nach ihr bücken konnte. Dann baute sie sich vor ihrem Mann auf, drehte Morgana damit den Rücken zu und drückte Bill weg.

»Du kannst sie nicht töten!« schrie Sheila. »Sie hat Johnny, verstehst du? Sie hat unseren Sohn!«

Bill schüttelte den Kopf. Nicht, weil er die Worte seiner Frau verneinen wollte, er hatte das Gefühl, aus einem tiefen Traum zu erwachen und an die Oberfläche der Realität zu steigen.

Er starrte Sheila an.

Ihre Augen sprachen Bände. Sie drängten, sie wollten ihn hypnotisieren, die Angst war verschwunden, und der Reporter nickte einige Male. »Schon gut, Mädchen«, sagte er, »schon gut.« Er schüttelte den Kopf. »Ich… ich weiß nicht, was über mich kam, aber …«

»Alles okay?«

»Glaube schon.«

Sheila ließ ihn los. Einige Sekunden stand Bill schwankend auf dem Fleck, wischte dann über seine Augen, als wollte er ein schreckliches Bild der Erinnerung verscheuchen. Einen Schritt ging er vor, hob die Schultern und auch den Kopf.

»Sie ist weg!« stieß er keuchend hervor. »Verdammt, sie ist weg, Sheila!«

»Ja, Bill. Es ging nicht anders!«

Conolly fuhr herum. »Und Johnny?«

Sheila schaute ihn nur an. Ihre Augen waren jetzt glanzlos.

Verzweifelt suchte die Mutter nach einer Antwort. »Ich weiß es doch nicht«, sagte sie. »Wir… wir haben alles getan. Jetzt haben wir verloren.«

»Das haben wir!« keuchte Bill. »Das haben wir tatsächlich.« Er

begann unmotiviert zu lachen. »Wir wissen jetzt, wer dahintersteckt, aber sie wird uns keine zweite Chance mehr geben.«

»Hat sie uns eine erste gegeben?«

»Ich hätte sie töten können.«

»Damit wäre nichts gewonnen gewesen. Ich meine, wir sollten versuchen, sie noch einmal herzulocken und…«

Sheila brachte den Satz nicht mehr zu Ende, denn etwas ereignete sich in ihrer unmittelbaren Nähe. Es gab kein Geräusch, dennoch nahmen sie die Veränderung wahr.

Lautlos kroch etwas über den Boden und vergrößerte sich dabei.

Es war ein riesiger, unheimlich wirkender Schatten, der erst allmählich Konturen annahm.

Die Umrisse eines Tieres.

Ein Wolf entstand!

Beide Conollys drehten sich. Sie wollten das Tier sehen, das diesen Schatten warf.

Und ihre Augen wurden groß vor Staunen, Angst und Überraschung. In der Mitte des Petersplatzes stand wie ein dreimal menschengroßes Denkmal die Wölfin Morgana.

Ein Riesentier, eine dämonische Kreatur, die Sheila und Bill aus übergroßen, kalten Raubtieraugen anstarrte.

Das schockte sie nicht so sehr. Viel schlimmer war etwas anderes.

Im halb geöffneten Maul der Wölfin hing Johnny Conolly – und er trug kein T-Shirt mehr!

***

Wir hatten lange überlegt, ob wir Vorbereitungen treffen sollten oder nicht.

Commissario Savini wollte wieder mit seinem Plan herausrücken, dagegen sprachen sich Suko und ich aus.

»Was wollen Sie denn dann unternehmen?« rief der italienische Kollege fast verzweifelt.

»Vielleicht gibt es eine Chance«, flüsterte ich. »Sie ist zwar gering, aber immerhin.«

Auch Suko blickte mich überrascht an. »Welche denn?«

»Wir müssen den Platz präparieren.«

»Wie?« hechelte Savini.

»Präparieren, vorbereiten.«

»Absperren?«

»Ja und nein.«

»John, drück dich doch deutlicher aus«, bat Suko.

»Das werde ich gleich, keine Sorge. Es muß uns gelingen, unserem Gegner eine unsichtbare Falle zu stellen, in der er sich verfängt.«

»Wunschträume, mehr nicht!« sprach Savini dagegen.

»Nein, Realität. Wir beschäftigen uns mit Dingen, Commissario, die für Sie unverständlich sein werden. Darum mache ich Ihnen keinen Vorwurf, Gott bewahre, aber uns stehen gewisse Möglichkeiten zur Verfügung. Wir werden die magischen Kreise einsetzen und auf dem Petersplatz ein Symbol hinterlassen.«

»Jetzt?« fragte Suko.

»Sofort.«

»Und dann?«

»Holen wir Nadine.«

Savini schlug ein paarmal gegen seine Stirn, so daß es laut klatschte. »Ich komme da nicht mit. Wahrscheinlich bin ich zu blöde dafür. Bin ich in einen Streifen mit Bud Spencer hineingeraten, oder ist das alles hier Wirklichkeit?«

»Wir arbeiten öfter mit ungewöhnlichen Maßnahmen.«

»Ja, meinetwegen, aber lassen Sie mich aus dem Spiel.«

Suko lächelte knapp. Er vertraute mir. Vielleicht konnte er sich auch schon denken, was ich vorhatte.

Wir fuhren zusammen mit Savini zu unserem Ziel. Fast drei Stunden blieben wir dort, wurden schief angeschaut, auch angepöbelt, aber der Commissario hielt uns alles vom Leib, was stören konnte. Als wir fertig waren, schwitzte auch er.

»So was«, flüsterte er immer wieder. »Nein, das kann ich einfach nicht begreifen.«

»Sie werden es überleben, Commissario«, sagte ich.

»Na hoffentlich.«

Dann holten wir Nadine und warteten in Savinis Büro den Anbruch der Dunkelheit ab.

Ich war so kaputt, daß ich trotz der noch vor uns liegenden Ereignisse einschlief. Suko blieb wach, ebenso wie die Wölfin, die spürte, daß etwas nicht stimmte.

Wie mir Suko später berichtete, war sie sehr unruhig und des öfteren zum Fenster gelaufen.

Als die Dämmerung hereinbrach, fuhren wir zum Petersplatz.

Dort stellten wir unseren Wagen ab, und Savini fragte: »Wie geht es jetzt weiter, ihr Könner?«

»Wir werden uns eine Deckung suchen.«

»Wo denn?«

Gemeinsam schauten wir uns um. Auf dem Platz selbst konnten wir uns nicht verbergen. Aber die im rechten Winkel zum Petersdom verlaufenden Mauern boten Platz. Es gab dort Türen und auch Nischen. Von dieser Stelle aus hatten wir einen guten Blick über den Platz.

»Macht, was ihr wollt«, sagte Savini. »Ich habe sowieso nichts mehr zu sagen.«

»Ab morgen früh wieder.«

Nadine blieb bei mir. Auch dann, als Savini noch ein paar Kaffee spendierte.

Bis 23.00 Uhr warteten wir. Ich rauchte einige Zigaretten. Sehr wohl war mir nicht. Niemand konnte mir die Garantie geben, daß mein Plan auch klappte.

Gemeinsam verließen wir das Lokal und gingen zu Fuß zum fast leeren Petersplatz zurück. Wir suchten unsere Deckungen auf und warteten.

Quälend langsam zog sich die Zeit dahin. Wenn keine Lampen ihr Licht verbreitet hätten, wäre es kaum möglich gewesen, etwas zu erkennen. So aber entdeckten wir eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit die beiden Conollys, als sie den kugelförmigen Schein einer Laterne durchquerten.

»Da sind sie ja!« flüsterte Savini.

Nadine wurde unruhig. Auch sie hatte Bill und Sheila entweder gesehen oder gewittert.

Ich hielt die Wölfin zurück.

Die Spannung stieg. Wir wußten ungefähr, wo sich die Conollys aufhielten. Unsere Blicke gingen in diese Richtung, aber dort tat sich nichts, bis die Tageswende kam.

Was wir dann erlebten, war ungeheuerlich. Manchmal sprachen sie so laut, daß wir sie hören konnten, und ich identifizierte auch Morgana Laytons Stimme.

Sie also!

Für mich brach fast eine Welt zusammen. Suko merkte dies und erkundigte sich, ob mir nicht wohl sei.

»So ungefähr«, flüsterte ich. »Du weißt, wer sich da aufhält und hinter allem steht?«

»Ja, Morgana.«

»Verdammt, hätte ich sie doch nur damals im Schwarzwald nicht laufenlassen!«

Nadine knurrte. Sie hatte sich aufgerichtet. Ihr Fell war gesträubt, die Ohren standen hoch. Sie wollte hinrennen, aber das durfte ich nicht zulassen, denn Johnny war von der Layton nicht mitgebracht worden. Sie hatte die Eltern geleimt.

Wir bekamen auch mit, daß Bill Conolly plötzlich durchdrehte und Sheila die Lage rettete.

»Himmel, der muß mit seinen Nerven völlig am Ende sein«, flüsterte Suko. »Aber ich kann ihn verstehen, John. Ich kann ihn verdammt gut verstehen.«

Eine Antwort erhielt er von mir nicht, denn auf dem Platz ereignete sich etwas anderes.

Auch wir sahen den wandernden Schatten, der von der uns

gegenüberliegenden Seite kam und immer mehr an Konturen gewann.
Es war ein Riesenwolf!
Ein gewaltiges, mächtiges Tier. Ein unheimlicher, mörderischer Brocken, und mir stockte der Atem, als ich die Wölfin sah.
Sie drehte sich.
Wir schauten auf ihr Maul und sahen die klein wirkende Gestalt des Jungen zwischen ihren Zähnen.
»Gütiger Himmel, das ist Johnny!« hauchte Suko.
Er sah aus wie tot…

***

»Johnny?« Sheila sprach den Namen ihres Sohnes zuerst sehr leise.
Selbst Bill konnte sie kaum hören. Dann redete sie lauter. »Johnny! Mein Gott, Johnny!«
Jetzt schrie sie und wollte losrennen. Diesmal mußte Bill eingreifen. Er hielt seine Frau fest und mußte schon einen Klammergriff anwenden, weil Sheila sich befreien wollte.
Bill war stärker. Hätte er sie nicht noch weiterhin gehalten, wäre sie zusammengebrochen. So aber konnte er sie zurückziehen. Sheila blieb keuchend stehen. Sicherheitshalber hatte Bill seine Hände noch auf ihren Schultern liegenlassen.
»Johnny…« Der Name ihres Sohnes drang wie ein verzweifeltes Schluchzen über ihre Lippen.
Auch Bill war entsetzt. Daß Morgana Layton ihnen dieses grausame Schauspiel bieten würde, damit hätte er in seinen kühnsten Träumen nicht gerechnet. Aber er hatte es schon einmal in der Eisdiele erlebt. Jetzt wiederholte sich dieser Vorgang, und er konnte nicht einmal sagen, ob Johnny lebte oder nicht.
Er hing tatsächlich wie eine Puppe zwischen den gefährlichen Reißzähnen der übergroßen Wölfin. Seine Arme waren zurückgedrückt, sie pendelten, die Hände zuckten manchmal, wenn die Wölfin ihren mächtigen Kopf bewegte, in dem die grausam kalten Raubtieraugen wie zwei ovale Laternen wirkten.
»Ich will wissen, ob er lebt!« hauchte Sheila. »Ich will es wissen.«
Beide konnten es von ihrem Standort aus nicht genau erkennen. Bill tat nichts, als sich seine Frau in Bewegung setzte und auf die unheimliche Gestalt zuschritt. Er blieb nur dicht hinter ihr, um eingreifen zu können, wenn es die Lage erforderte.
Die Goldene Pistole hatte er auf dem Platz liegenlassen. Bill wollte nicht in Versuchung kommen, eine Riesendummheit zu begehen. Sheila ging schneller. Sie konnte es nicht erwarten. Die Angst drückte ihr die Kehle zu. Sie blieb erst dann stehen, als sie fast senkrecht unter dem Maul angelangt war.
So schaute sie hoch.

Die Wölfin rührte sich nicht. Sie hatte den Conollys etwas versprochen. Jetzt spielte sie mit der Angst der Eltern. Ein kühler Windstoß fuhr über den Platz. Er trieb Abfall vor sich her. Das Raschem hörte sich an wie ein hektischer Atem.

»Ist er tot?« schrie Sheila mit zitternder Stimme der unheimlichen Wölfin entgegen. »Bitte, ich…«

»Sheila«, sagte Bill. »So schwer mir die Worte auch fallen, aber ich muß dir etwas sagen. Ich… ich …« Bill schluckte noch einmal.

»Ich sehe kein Blut, weißt du. Er muß leben. Wenn er tot wäre…«

»Hör auf, Bill, hör auf…«

»Sorry, aber…«

Da bewegte sich Johnny. Diesmal nicht, weil auch die Wölfin zitterte, er tat es aus eigener Kraft. Wahrscheinlich hatte er die Stimmen seiner Eltern gehört, denn er versuchte, den Kopf zu drehen, um die beiden zu erkennen.

Sheila rief wieder seinen Namen.

Das Wort verklang, dann hörten beide die Antwort. »Mummy, Daddy, ihr seid hier. Sie… sie hat mich geholt. Bitte, ihr müßt mich…«

Er konnte nicht mehr weiterreden, zuckte zusammen. Sheila, die Mutter, drehte fast durch. Sie wunderte sich, daß sie noch auf den Beinen stand. Sie wollte etwas sagen, ihrem Sohn Trost zusprechen, doch über ihre Lippen drangen nur unartikulierte Laute, mehr nicht.

Bill schwieg. Sein Kopf schien mit Blei gefüllt zu sein. Er konnte nicht mehr denken, nur noch schauen, und er war so hilflos. Dabei befand sich Johnny fast zum Greifen nahe vor ihm, aber die Wölfin würde immer schneller sein, wenn sie ihn töten wollte.

Nichts konnten sie tun – gar nichts…

»Wenn er stirbt, bringe ich mich um!« sagte Sheila in die Stille hinein. »Das kann ich nicht überleben, das…«

Die Wölfin bewegte sich. Sie war übergroß, ihr Maul fuhr in einem Halbbogen den beiden Conollys entgegen, und sie rechneten damit, daß es jetzt soweit sein würde.

»Bitte nicht!« schrie Sheila. »Bitte…«

Ihre Stimme versagte, die Beine gaben nach…

***

Das fürchterliche Bild meißelte sich in unser Gedächtnis. Auch wenn wir die Situation hier überstanden, vergessen würde ich es nie mehr in meinem Leben.

Dafür war es einfach zu schrecklich!

Auch Savini wurde geschockt. Zum erstenmal erlebte er diese fürchterlichen Szenen. Sie wurden von der Schwarzen Magie diktiert, von einem fernen Götterwolf, der sich Morgana Layton als Dienerin und Nachfolgerin für Lupina ausgesucht hatte.

Durch den Tod des Jungen wollte sie ihren Einstand geben!

Auch die Conollys hatten das Schreckliche gesehen. Was mußte in diesen Eltern vorgehen! Es war einfach nicht zu fassen, die Gefühle konnte man nicht beschreiben.

Neben mir hockte Nadine. Ich hatte eine Hand in ihr Fell gekrallt, als könnte ich mich dort festhalten. Sie war unruhig, ließ ein leises Knurren hören, das nur wir vernahmen, nicht aber die Conollys.

Die Wölfin ließ die Conollys kommen. Sheila erlebte eine Hölle und konnte sie nicht ausgleichen. Die Angst um ihren Sohn war einfach unbeschreiblich.

Wir sahen auch, daß sich Johnny von allein bewegte. »Er ist noch nicht tot«, flüsterte Suko. »Haben wir noch eine Chance?«

»Es ist zu weit«, sagte Savini. »Viel zu weit. Bis Sie dort sind, hat er…«

Wir hörten nicht hin, sahen uns an und dachten beide an die Aktivitäten des Nachmittags. Unser Plan war die allerletzte Chance.

Jetzt mußten wir sie ergreifen.

Da bewegte die Riesenwölfin ihren Schädel. Es sah so aus, als wollte sie den Körper des Jungen zu Boden schmettern.

In diesem Moment konnte ich Nadine nicht mehr halten.

Ich spürte noch das Zucken ihres Körpers unter meiner Hand, dann war sie weg und rannte mit gewaltigen Sätzen auf die Riesenwölfin zu.

Auch Suko und ich starteten.

Zurück blieb nur Commissario Savini, der ein Kreuzzeichen nach dem anderen schlug und selten soviel gebetet hatte wie in diesen langen und schrecklichen Sekunden…

***

Die Wölfin Nadine war wesentlich schneller als wir. Mit gewaltigen Sprüngen jagte sie auf das Ziel zu. Suko rannte ihr hinterher, ich nahm eine andere Richtung. Mein Weg führte nach rechts. Ich wollte an einen bestimmten Punkt, an eine Grenze, von wo aus ich die Dinge anrollen lassen konnte, die ich am Nachmittag vorbereitet hatte.

Ich fiel dem Boden entgegen, rutschte noch auf den Knien weiter, wobei der Hosenstoff zerriß und ich mir blutige Beine holte. Aber was machte das schon aus?

Ich hatte mein Kreuz griffbereit in der Jackentasche stecken, holte es hervor und führte es über den Boden.

Wo war die Stelle?

Ich traute mich nicht, die kleine Lampe einzuschalten. Der Kreidestrich war zwar blaß, aber ich mußte ihn sehen und auch fühlen können. Mit den Fingerkuppen tastete und rutschte ich über den Boden. Kreide enthält Fett, auch magische Kreide, die ja aus

bestimmten Fetten und anderen Kräuter-Ingredienzen besteht.

Dann hatte ich das Gefühl, etwas zu spüren.

Voll ging ich das Risiko ein.

Ich nahm mein Kreuz und legte es auf den gefühlten und ertasteten Strich.

Auf dem Petersplatz und vor der berühmten Peterskirche sprach ich die Formel, die mir auf einer Zeitreise in die alte römische Vergangenheit beigebracht worden war.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Und das »Wunder« geschah!

***

Niemand und nichts konnte Nadine, die Wölfin, bremsen.

Höchstens der Tod. Doch der hatte sie noch nicht ereilt. Nadine jagte mit gewaltigen Sprüngen ihrem Ziel entgegen. Auch wenn sie selbst starb, sie mußte versuchen, ihren Schützling zu retten.

Zudem gehörten Werwölfe zu ihren erklärten Feinden. Ob sie nun stark oder weniger stark waren.

Suko rannte hinter ihr her, verlor aber bald an Boden und hörte nicht einmal mehr das Klatschen der Pfoten auf dem Gestein.

Dafür vernahmen es Bill und Sheila. Sie kannten das Geräusch sehr gut, drehten sich nach links, und beiden blieb der Ruf in der Kehle stecken, weil sie einfach zu überrascht waren.

Noch jemand wurde überrascht.

Morgana Layton!

Vielleicht hatte sie Johnny zu Boden schleudern und zubeißen wollen, jetzt aber hielt sie mitten in der Bewegung inne und drehte ihren mächtigen Schädel in die Richtung, aus der sie das drohende Knurren vernahm und den anstürmenden Wolfskörper sah.

Ein Feind!

Da hechtete Bill vor. Er hatte die Gunst des Augenblicks genutzt.

Johnny befand sich nicht mehr so weit über ihm. Er sprang noch in die Höhe, streckte dabei die Arme aus und bekam den Jungen an den Hüften zu fassen.

Johnny schrie auf, als Bill ihn aus dem Gebiß der Wölfin hervorriß. Die Zähne hinterließen dicke Streifen auf dem nackten Oberkörper, glitten auch am Stoff der Hose entlang und hätten noch jetzt zugebissen, als Nadine sprang.

Im Halbbogen wuchtete sie sich auf den Kopf der wesentlich größeren Wölfin zu, hielt selbst ihr Maul weit offen, um so tief beißen zu können wie möglich.

Das wußte auch Morgana Layton.

Sie mußte etwas tun, sich verteidigen und brauchte ein freies Maul. Sie riß es so weit auf, daß Johnny herausfiel. Bill hielt seinen Sohn

noch fest, der durch sein Gewicht auch den Vater mit zu Boden riß, was dem Reporter überhaupt nichts ausmachte.
Sheila warf sich über beide. Sie weinte, lachte und sprach in einem. Keiner hatte mehr einen Blick für Nadine übrig. Sie wollte zubeißen, rutschte aber ab, als Morgana Layton ihren mächtigen Kopf zurückwarf. So geriet sie unter den Körper der Riesenwölfin, die Nadine dank ihrer dämonischen Kraft erdrücken konnte.
Das war der Moment, als die Formel gerufen wurde und auch Suko aus der Dunkelheit nahe der Riesen-Wölfin erschien.
Plötzlich war alles anders!

***

Der Petersplatz schien in Flammen zu stehen. Kein zuckendes Feuer, keine tanzenden, heißen Zungen, die verbrennen wollten, mehr ein kaltes, bläulichweißes Silberlicht, das auch einen immens großen Umriß nachzeichnete, den wir Stunden zuvor hinterlassen hatten.
Es war ein gewaltiges Kreuz!
Nachgezeichnet durch das magische Feuer bildete es auf dem Petersplatz das Zentrum einer Weißen Magie. Die Kräfte des Lichts hatten es geschaffen.
Es erhellte mit seinem fahlen Glanz die Umgebung und riß auch die Personen aus der Finsternis hervor.
Ich sah die drei Conollys! Bill und Sheila hatten sich schützend über ihren Sohn geworfen und deckten ihn mit ihrem Körper.
Suko stand noch vor der Wölfin. Das Licht hatte ihn geblendet.
Die ausgefahrene Dämonenpeitsche hielt er in der rechten Hand.
Nur war er nicht dazu gekommen, sie einzusetzen.
Nadine befand sich fast im Hautkontakt mit Morgana Layton. Die Riesenwölfin stand über ihr wie eine gewaltige Brücke.
Sie tat niemandem etwas!
Das Licht, die Weiße Magie, die Gegenkraft – sie waren einfach zu stark.
Im Zentrum stand die Riesenwölfin!
Auf mich wirkte sie wie eine helle Projektion, ein bleicher Schatten aus einer anderen Welt, der sich mit immenser Kraft gegen das Schicksal stemmte.
Man kann in Ehrfurcht erstarren, ich aber erstarrte in Spannung.
Ich wollte nicht dagegen angehen und blieb deshalb auch außerhalb des gewaltigen Kreuzes stehen.
Was tat die Wölfin?
Sie bewegte sich plötzlich. Es war das Zittern ihrer Läufe, das sich über den Körper bis hin zum Kopf fortsetzte. Ich rechnete mit einem plötzlichen Zusammenbruch, doch den Gefallen tat sie mir leider nicht, dafür veränderte sie sich.

Morgana Layton war eine Mensch-Wölfin. Sie hatte mir dies bereits einige Male bewiesen. Vom Schicksal her war sie dazu verflucht worden, mal als Mensch, dann wieder als Wölfin zu leben. Als Wölfin hatte sie die Gegenmagie erwischt. Wie würde sie als Mensch reagieren?

Ihre Schnauze stand weit offen. Wie aus einer gewaltigen Röhre oder aus einem Trichter drangen die heulenden Laute hervor. Ein wahnsinniger, unheimlicher Schrei, der über den Platz hallte und auch am Petersdom gehört werden mußte.

Die Wölfin schüttelte dabei den Kopf. Ihr gewaltiger Körper zuckte auf und nieder, als wäre er mit harten Peitschenschlägen traktiert worden. Das Fell nahm eine andere Farbe an. Es verlor seine frische Bräune, die Bleichheit alter Knochen nahm von ihr Besitz.

Gleichzeitig schrumpfte sie zusammen. Immer mehr Fell fiel ab.

Das Gesicht veränderte sich ebenfalls. Schablonenartig traten andere Züge hervor, die allmählich eine menschliche Form annahmen.

Lange, dunkle Haare rahmten den Kopf ein. Sie hatten einen braunen Farbton.

Ich kannte das Haar, das Gesicht, die Gestalt – es war die zweite, die menschliche Morgana Layton.

Verging sie?

Einiges wies darauf hin. Trotzdem hatte ich mich getäuscht. In das helle Licht fiel aus dem Himmel oder aus der Unendlichkeit ein weiterer Schatten.

Ein Wolfsschädel!

Noch größer, noch schauriger und mächtiger!

Der Geist des Fenris. So wie der Götterwolf einstens Lupina als Projektion auf die Erde geschickt hatte, kam er nun selbst und griff in den Kampf zwischen Gut und Böse ein.

Ich war zu weit entfernt, um etwas zu verhindern. Meine Freunde standen nahe genug, aber sie taten nichts und erinnerten in ihren Haltungen an Zinnsoldaten.

Nur Morgana konnte sich bewegen. Sie hielt den Kopf gesenkt. In dieser Haltung und in ihrem langen Gewand kam sie mir vor wie eine Büßerin, die sich dem Scheiterhaufen nähert.

So trat sie in den Schatten hinein.

»Neiiinnnn, tut was!«

Ich wußte nicht einmal, ob mein Schrei von Suko und den Conollys gehört wurde. Sie jedenfalls rührten sich nicht, und vor unseren Augen löste sich Morgana Layton auf.

Der dunkle Schatten des Wolfskopfes verschluckte sie einfach. Sie ging in das Maul hinein und wurde nicht mehr gesehen. Gleichzeitig fiel auch das magische Feuer ineinander.

Die Realität hatte uns wieder!

***

Wenn Menschen in gewisse Vorgänge hineingezogen werden, wobei Kräfte aus anderen Dimensionen die Bedingungen stellen, ist es für diese Zeugen immer schwer, das Erlebte zu verkraften.

So erging es uns auch.

Ich blieb noch eine Weile stehen, ohne mich zu rühren. Ich wollte einfach nachdenken.

Suko, die Conollys und natürlich Johnny, den wir gerettet hatten, reagierten nicht anders. Nur die Wölfin Nadine hielt es nicht mehr aus. Sie lief auf ihren Schützling zu, sprang an ihm hoch, legte die Vorderpfoten auf seine Schultern und umarmte ihn fast wie ein Mensch.

Das brach den Bann.

Wir konnten uns wieder freuen und auch jubeln.

Ich lief auf die Freunde zu. Suko hatte die Conollys früher erreicht. Sie lagen sich in den Armen, lachten und weinten gleichzeitig. Verdammt, auch mich packte die Rührung. Es gibt nicht oft diese Augenblicke im Leben eines Menschen, wenn sie aber da sind, erlebt man sie doppelt und dreifach intensiv.

Johnny konnte sich überhaupt nicht beruhigen. Er wollte erzählen, aber sein Gedächtnis hatte ihn im Stich gelassen. Die Gefangenschaft muß ihm vorgekommen sein wie ein böser Alptraum, der jetzt schon vergessen war.

Commissario Savini stand ein wenig abseits, schaute zu und schüttelte nur den Kopf. Er begriff wahrscheinlich gar nichts. Bill machte schließlich den Vorschlag, in ein Lokal zu gehen. Keiner konnte jetzt schlafen, und Savini schloß sich uns an.

Wir verließen den Petersplatz, auf dem wir einen großen Sieg errungen hatten, obwohl Morgana Layton nicht ausgeschaltet war, aber wir empfanden es so.

Allmählich kehrte das logische Denken zurück. Wir konnten uns auch wieder über den Fall unterhalten.

Da saßen wir schon vor einem Lokal, und Bill hatte zwei Flaschen Champagner bestellt. Johnny saß auf dem Schoß seiner Mutter, die ihn fest an sich gedrückt hielt, und Nadine hatte sich so hingehockt, daß sie ihren Kopf schräg auf Johnnys Beine legen konnte.

»Was bleibt zurück?« fragte Bill plötzlich.

»Lupina ist tot«, sagte Suko. »Es lebe Morgana Layton.«

Wir protestierten.

»Aber ist es nicht so?« fragte der Inspektor.

»Leider«, sagte ich und schaute in den Nachthimmel. »Die Wölfe werden den Plan, die Menschen zu unterjochen, nie aufgeben. Ich hoffe nur, daß wir ihnen oft genug ein Bein stellen können.«

»Darauf sollten wir trinken«, sagte Commissario Savini und hob sein

Champagnerglas. »Salute, amici…«

»Salute!«

Unsere Antwort klang wie ein einziger Jubelruf…

ENDE